Kladderadatsch

NUMMER 1 · 96. JAHRGANG · BERLIN, 3. JANUAR 1943 · PREIS 30 PF.

Universitäts-Bibliothek Heidelberg

„Haust du meinen Judas – hau ich deinen Judas!“

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0001
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Wandlungen – Verwandlungen

Die Nächte zwischen Weihnachten und Neujahr sind keine gewöhnlichen Nächte. Es gehört zur allgemeinen Bildung, zu wissen, daß in ihnen allerlei unheimliches Volk sein Wesen treibt. Es müssen die Geister sein, die von dem ablaufenden Jahr unbefriedigt blieben und die nun unerlöst dem sinkenden Jahr das abjagen möchten, was ihnen zwölf Monate schuldig blieben.

Ich habe mir zum Beispiel die Geschichte mit dem Aberglauben, daß man zwischen Weihnachten und Neujahr nicht waschen darf, immer doppelt erklärt: Entweder hat ein feiner Kopf die Sache für Kinder erfunden, die wenigstens für ein paar Tage im Jahr von der Qual des Schwamms befreit sein wollen — oder die Gilde der Diebe ist daran schuld, die in den letzten Nächten des Jahres die Wäsche von der Leine klauen will, die ihnen vorher entging. Auch in den letzten Nächten des hinter uns liegenden Jahres 1942 hat es manchen Spuk gegeben.

Da ist zunächst der Mr. Beveridge, den wir als ruhigen, sozialbeflissenen älteren Herrn kennenlernten. Sein Sozialversicherungsplan war ein Witz. Und da es uns immer interessiert, ob jemand freiwillige oder unfreiwillige Witze macht, erkundigten wir uns nach Mr. Beveridges näheren Lebensumständen. Dabei stellte sich heraus, daß er 63 Jahre zählte und als eingefleischter Junggeselle betrachtet wurde. Aber der Schein trügt! Plötzlich erfahren wir, daß er auf Freiersfüßen wandelt. Die Erwählte seines Herzens ist Mrs. Mair. Sie zählt ebenfalls 63 Jahre. Er kennt und schätzt sie seit genau 20 Jahren — und sie ist, wie es heißt, „very charming person". Er hat sie in diesen Tagen geheiratet.

Wir aber müssen uns nun den Kopf zerbrechen, warum er das tat. Ist diese Hochzeit als erster Schritt zur Verwirklichung des Beveridge-Sozialplanes der Altersversorgung zu betrachten? Wer sollte versorgt werden? Er selbst? Oder sie? Oder hat er wie jene Geister der seltsamen Nächte zwischen Julfest und Silvester etwas nachholen wollen, was er versäumte? Wurde sie ihm als Julklapp ins Zimmer gerollt? War er erfreut? Fühlte er sich gefoppt? Trog die Verpackung? Soviel Fragen, soviel Zweifel!

Zweiter Fall: Laut einer Nachricht aus Jerusalem ist die Person Winston Churchills in diesen Tagen auf australischen Theaterbühnen erschienen. Es war im Rahmen eines Schauspiels, in dem W.C. als junger Kriegskorrespondent agiert. Wie sehen auch hier Rätsel über Rätsel. Greift Churchill in seine verlorene Jugend zurück, sucht er sie in den unheimlichen Nächten wieder heraufzubeschwören? Trauert er um Australien als eins der vielen an die USA. verlorenen Glieder des Empires? Will er darum wenigstens als Figur aus versunkener Vergangenheit dort auftreten, wo er als derzeitiger britischer Ministerpräsident nichts mehr zu suchen hat? O weh! O Ceh! Wer hat da Wäsche geklaut! Man soll in Altjahrsnächten keine Wäsche waschen, man soll nicht erst als Greis heiraten — und kein alterndes Imperium sollte auf der Schwelle des Greisenalters mutwillig einen Existenzkampf riskieren, der ihm schon in jungen Jahren hätte gefährlich werden können.

Aber noch weiter: „News Review" berichtet von der britisch-israelitischen Weltföderation, daß diese in den angelsächsischen Völkern einen der verlorenen zehn Stämme Judas wiedererkannt habe. Donnerwetter! Daß wir nicht längst auf die Idee gekommen sind! Geahnt hatten wir es ja. Aber sie sind uns zuvorgekommen, wenn auch erst in den letzten Nächten des Weltenjahres, das ihnen das Schicksal gönnte.

Sie alle haben sich gesucht und gefunden, der Mr. Beveridge die Mrs. Mair, der Erhalter des britischen Weltreichs, Winston Churchill, seinen verlorenen Schützling Australien, zu dem er nun als Erinnerung zurückkehrt — und das Volk Israel, das seine im gelobten Land verlorenen Söhne in England und den USA. wiederfindet.

Es ist gut, daß sie sich noch begegnet sind und daß sie sich über alle Wandlungen und Verwandlungen nun gerührt in die Arme sanken, denn ihre Uhr läuft ab. Wenn es soweit ist, dann geht es wie in der Geisterstunde, die Goethe erlebte: Da donnerte die Glocke ein mächtiges Eins — am Boden zerschellt das Gerippe.

Hanton

W.C.-Gedanken

Da sitz ich nun und spiele Bridge,
mein letzter Trumpf war Beveridge.
Ich hab vergeblich ihn gespielt,
weil schon mein Volk nach Moskau schielt.
Futsch ist der Einsatz. All mein Geld,
das mühsam ich zusammgeklaubt,
streicht grinsend ein der Roosevelt;
und überhaupt – – – –!

Die Zähre rollt mir auf den Schlips:
vergeblich gab ich preis den Cripps.
Schon streckt der Mann im Weißen Haus
die gier'ge Hand nach Indien aus,
und unaufhaltsam schmilzt dahin,
was einst John Bull sich frech geraubt.
Hat denn das Leben so noch Sinn?
und überhaupt – – – –!

Und was sich da in Algier tut,
mir scheint, mir scheint das geht nicht gut!
Zwar halt ich dem De Gaulle die Stang',
doch Wallstreet finanziert Darlan,
Mein Einspruch kümmert keinen was,
weil mein Prestige schon arg verstaubt.
Der ganze Krieg macht keinen Spaß,
und überhaupt – – – –!

Da hock ich nun bei meinem drink! –
Einst drehte ich so manches Ding,
doch nun hat sich das Blatt gewandt,
ich bin ein Spatz in Franklins Hand.
Stolz blähn sich auf die USA. –
Doch leicht kommt's anders als man glaubt;
die Nazis sind ja auch noch da,
der U-Boot-Mann etcetera,
und überhaupt – – – –!

rolfs.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0002
© Universitätsbibliothek Heidelberg

DIE FEINDLICHEN BRÜDER

Kladderadatsch

, das ihnen

und gefun-
Mrs. Mair,
Weltreichs,
verlorenen
dem er nun
— und das
lobten Land
nd und den

ch begegnet
alle Wand-
nun gerührt
n ihre Uhr
t, dann geht
, die Goethe
Glocke ein
en zerschellt

Hanton

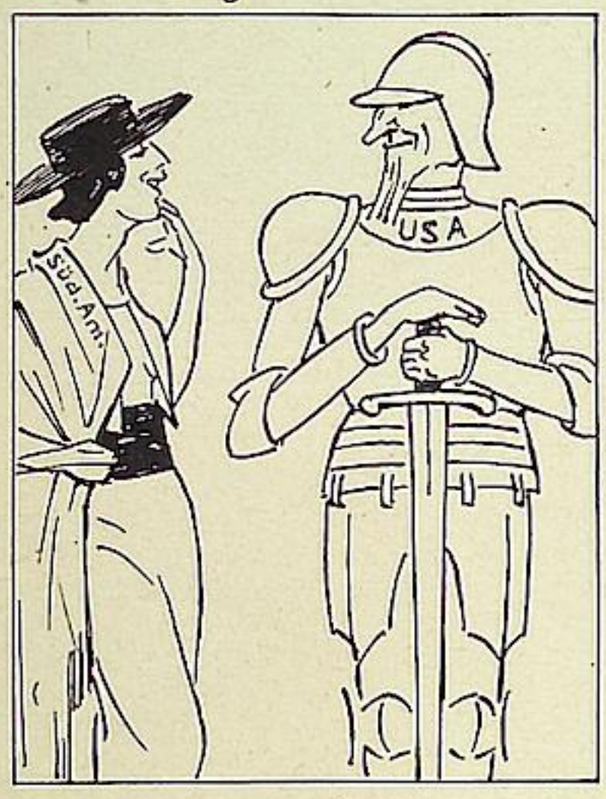
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0003

© Universitätsbibliothek Heidelberg

BILDER ohne Worte

Enttäuschung in der Hochzeitsnacht



Kladderadatsch

CHRONIK

Kommentar überflüssig

Die „New York Times" stellt ernüchtert fest: „Viele von uns haben nach der Landung in Nordafrika sich bereits beglückwünscht, weil der Krieg nun schnell zu Ende gehen würde. Das war nicht nur eine voreilige, sondern auch eine völlig unbegründete Hoffnung und das Ergebnis einer gefährlich falschen Nachrichtenpolitik. Die Tatsachen über die Kriegslage stimmen damit nicht überein."

*

Britische Zeitungen beklagen sich über die nordamerikanische Nachrichtenpolitik. In einer offiziellen Beschwerde bei der britischen Regierung weisen sie darauf hin, daß die nordamerikanischen Behörden englischen Journalisten verbieten, in Nordafrika herumzureisen. Die englischen Blätter seien gezwungen, die Meldungen der amerikanischen Nachrichtenbüros abzudrucken, wenn sie überhaupt Neuigkeiten aus Nordafrika geben wollten. Die britische Presse bezeichnet das als „unlauteren Wettbewerb der Amerikaner gegen die britische Mitschwester".

*

Die „Times" meint mahnend: „Wir dürfen nicht beiseite geschoben werden!"

*

Die USA.-Zeitung „New Orleans Times" hat herausgefunden, die Besetzung von Tunesien wäre schnell vonstatten gegangen und hätte keinerlei Schwierigkeiten verursacht, wenn die Achsentruppen dort nicht Fuß gefaßt hätten.

Wahrscheinlich

Aus dem Gletschergebiet der Anden wird von einer seltsamen Art von Wildenten berichtet. Diese Tiere sind unfähig, sich in die Lüfte zu erheben. Werden sie verfolgt, so schwimmen sie von dannen, aber nicht nur mit den Füßen, sondern auch mit ihren kurzen Flügeln, die sie in drehender Bewegung so ins Wasser schlagen, daß der Eindruck eines Raddampfers entsteht.

Nun — wahrscheinlich ist es nur das Erstaunen über ihre vielen Schwestern, die fliegen können und jetzt aus Amerika hinausflattern, das diese Tiere — radschlagen läßt! v. b.

Um die Liebe

Die brasilianische Regierung mußte die Kohlenvorkommen im eigenen Lande beschlagnahmen, da die Zufuhren aus den USA. ausblieben. Die Amerikaner teilten aber zum Trost ihren brasilianischen Verbündeten mit, daß sie nach wie vor ihre Sympathien und ihre Liebe Brasilien zuwenden würden.

Die Brasilianer sollen sich wahrscheinlich an das schöne Worte halten: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, wie heimliche Liebe, von der niemand was weiß!" h. k.

DIE GAUKLER

Hier Darlan und dort de Gaulle,
hier das Kraut und dort der Kohl,
hier Karotte und dort Möhre,
— keinen Unterschied ich höre.

„Admiral" hier, dort schlicht Falter,
Sonnenflattrer, Nebelspalter,
Punkte hier als Schmuck, dort Ringe;
und doch beides — — Schmetterlinge.

Willi Paetsch

Vergleiche

Der britische Produktionsminister gibt in einer Erklärung zu, daß in England die Standardisierung der Waffenarten vielfach schon gelungen sei — nur nicht bei den Flugzeugmodellen. Diese seien verschieden wie Damenhüte.

Wenn dieser Vergleich zutrifft, müssen die englischen Flugzeugmodelle allerdings schon als total verrückt angesprochen werden. v. b.

Herbe Kritik

Nach einem Ausspruch des Herrn Knox soll der gegenwärtige Krieg „in Anbetracht der Vielfalt und Größe seiner Aufgaben bis jetzt Amerikas bestgeleiteter Krieg sein". *Es ist schon sehr vorsichtig von Herrn Knox, daß er „bis jetzt" dabei sagt, so bleibt den Leitern doch noch eine Tür offen, in Zukunft diesen und jenen Fehler zu machen. Aber die Leiter früherer amerikanischer Kriege werden sich wohl im Grabe umdrehen.* v. b.

Rauchersorgen in London

„Marke Churchill – schief gewickelt!"

Fort mit Schaden

Frau Churchill hat eine größere Anzahl Zigarren, die ihr Mann als Gastgeschenk im Moskauer Kreml erhielt, einer Versteigerung zugunsten des Roten Kreuzes zugeführt.

Es ist leicht verständlich, daß Churchill der Moskauer Tabak langsam zu stark wird. k. v.

Grund

Ein englisches Blatt nennt Churchill einen stillen Helden.

Wohl deswegen, weil er stillhalten muß. p. b.

Nach ihrem Geschmack

Die Filmstars in Hollywood liebäugeln mit dem Bolschewismus.

Das geschieht schon deswegen, weil der Bolschewismus die Scheidungen so sehr erleichtert. p. b.

Der einzige Ausweg

Ein englisches Blatt meint, man dürfe nicht immer von der U-Boot-Gefahr reden.

Leider aber ist das das einzige, was man dagegen tun kann. p. b.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0004
© Universitätsbibliothek Heidelberg

er gibt in
ngland die
en vielfach
nt bei den
verschieden

sen die eng-
hon als total
v. b.

n Knox soll
etracht der
fgaben bis
rieg sein".
derrn Knox,
ibt den Lei-
kunft diesen
r die Leiter
en sich wohl
v. b.

lon

:kelt!"

Anzahl Zi-
eschenk im
Versteige-
uzes zuge-

hill der Mos-
d. k. v.

rchill einen
uß. p. b.

äugeln mit
der Bolsche-
ichtert.
p. b.

dürfe nicht
eden.
nan dagegen
p. b.

Geht auch
In den Rüstungsbetrieben der Vereinigten Staaten wurden Flugblätter verteilt, die die Überschrift trugen: Laßt euch nicht ausbeuten — hinein in die Kommunistische Partei!
Ebensogut hätten sie lauten können: „Hinein in die Kommunistische Partei — laßt euch ausbeuten!" p. b.

Jugendliche Begeisterung
Nach dem „Daily Mirror" ist die Zahl der Verbrechen, die von Jugendlichen unter 14 Jahren in New York begangen wurden, seit Kriegsausbruch um 41 % gestiegen.
Die USA.-Jugend tut ihr Möglichstes, um ihrem Ideal, dem Meistergangster Roosevelt wenigstens in einer Hinsicht gleichzukommen. l. s.

Daher der Name ...
In Palästina haben eine ganze Reihe jüdischer Banken jetzt Konkurs gemacht. Die arabische Bevölkerung ist am schwersten geschädigt, weil die Juden einfach die Einlagegelder verspekuliert haben, um ihr Geld zu schonen.
Daher nennen die Juden auch diese für sie so gesegnete Gegend: „Gelobtes Land!" h. k.

Verfehlte Wahl
„Chikago Daily Tribune", Chikago, meint, die Leute in den USA. werden enttäuscht sein, die immer geglaubt haben, Eisenhower werde in ganz Französisch-Nordafrika in Rekordzeit siegen. Tunis scheine aber eine harte Nuß zu sein.
Da hätte man wohl anstatt eines „Eisenhauers" einen Nußknacker schicken müssen? k. v.

Kriegsziel
In einer Zionistenversammlung anläßlich der 25jährigen Wiederkehr der Balfour-Erklärung sagte der englische frühere Minister Greenwood: „Dieser Krieg wird nicht zuletzt auch zugunsten einer Wiederherstellung der Macht des Judentums geführt."
Daß das Herr Greenwood auch schon gemerkt hat ... h. k.

Ein weises Wort
Nach einem Bericht des englischen Rundfunks erklärte Churchill in einer Pressezusammenkunft, man dürfe nicht alles für bare Münze nehmen, was er sage, manchmal seien die Umstände stärker als er.
Er glossiert sich also selbst. p. b.

Die alte Parole
Bei den Kirchenratswahlen von Moelndal, einem Vorort von Göteborg, nahmen die Kommunisten zum ersten Male am Wahlkampf teil und errangen auf den ersten Anhieb gleich neun Mandate als Kirchenvertreter.
Und der Teufel lacht dazu ... h. k.

Die lästige Dividende
Lord Croft erklärte, England habe niemals Geldgewinne aus den Kolonien herauspressen wollen, und Gott selbst habe die Briten in die leeren Räume geschickt, um sie der Zivilisation aufzuschließen.
Die überreichen Dividenden, die die Kolonialausbeutung den Briten abwarf, sind demnach nur ein lästiges Gottesgeschenk gewesen. k. v.

Die Stimme ihrer Herren
„News Chronicle", London, hat herausgefunden, daß große Nachrichten, gleichgültig ob gute oder schlechte, die Verbrechen einschränken. Beispielsweise habe es in den ersten beiden Wochen, die der Besetzung Französisch-Nordafrikas folgten, in London einen einzigen und nicht einmal sehr großen Juwelen- und Pelzraub (im Wert von „nur" 1000 Pfund) gegeben.
Ist das ein Wunder, wenn die kleinen Gangster durch das Verbrechen der Obergangster Roosevelt und Churchill so in Atem gehalten wurden. k. v.

ENGLISCHES FASCHODA IN NORDAFRIKA

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0005
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Steckbriefe

SPANGLER

Es machten die Republikaner Herrn Spangler
in USA. jüngst zum Chef der Partei,
und schon bemängeln verschiedene Quengler,
daß er ein Strohmann von Willkie nur sei.
Nun – läßt er vor Roosevelts Wagen sich spannen,
beweisen vielleicht ihm schon bald seine Mannen:
die Tradition ist noch längst nicht erloschen,
daß zuweilen auch leeres Stroh wird gedroschen.

WILLIAM L. BATT

Herrn Roosevelts Viceproduktionsamtspräsident
entwickelte rhetorisches Talent.
„Wir müssen", rief er in Kassandraton,
„beschränken unsre Zivilisation";
und unsere Kultur, das ist ganz klar,
die schrauben wir zurück um manches Jahr!" – –
Wie wär's denn, Batt, da ihr nach Rohstoff schreit,
mit einem Rückfall in die Bronze-Zeit?

BOISSON

Als Schuft von kleinerem Kaliber
lief er zu spät zu Churchill über.
Um wenigstens zu retten seinen Posten
hält er nun Reden, die ihn ja nichts kosten.
Jedoch, wie hoch er auch die Schwurhand streckt,
ein Hochverräter traut dem andern nicht,
weshalb de Gaulle denn auch voll Sorge spricht:
„Ob wohl dies boisson dem Säufer Churchill schmeckt?"

– icv. –

Kladderadatsch

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

Denkste!

Die sprichwörtliche Behauptung, daß der Wunsch der Vater des Gedankens sei, trifft im allgemeinen auf die „geistige" Tätigkeit der Plutokratenhäuptlinge zu. Hin und wieder zeigt sich jedoch ihre geistige Impotenz darin, daß der Wunsch kinderlos bleibt. Denn das, was da von mundwerkflinken Schwätzern in die Welt hinausposaunt wird, sieht einem Gedanken nicht einmal entfernt ähnlich. Wenn beispielsweise in der angelsächsischen Agitation das Schlagwort „Die Zeit arbeitet für uns!" neuerdings durch die Parole abgelöst worden ist: „Die Welt arbeitet für uns!", so kann der unbefangene Betrachter der wirklichen Lage auf diese Behauptung nur mit der urberlinischen Redewendung „Denkste!" antworten, als mit der schärfsten Verneinung, deren eine deutsche Mundart überhaupt fähig ist. Denn das war ja bisher „ihre Art zu leben", daß sie andere für sich arbeiten ließen und sich selbst mit der zwar mühelosen, aber doch gesundheitsschädlichen Beschäftigung des Zinsgenusses begnügten. Das ist ja denn auch die tiefere Ursache des plutokratischen Überfalls auf die jungen Völker Europas, daß man Grund sah für die Befürchtung, die Welt werde in Zukunft lieber für sich arbeiten, statt für die Erhöhung der plutokratischen Profitrate zu frohnen. Das Wort „Sohn, hier hast du meinen Speer", mit dem in gesunden, kämpferischen Nationen die alte Generation der jungen ihr Erbe übergab, lautete auf britisch „Sohn, hier hast du meine Scher!" — nämlich um Kupons zu schneiden. Und weil das nun — nach dem Verlust von Ostasien — nicht mehr so ist, möchte man sich und anderen einreden, es wäre noch so. Daher die Agitationsphrase: „Die Welt arbeitet für uns!" Tatsächlich aber sieht es in England doch so aus, daß Churchills sogenanntes Empire verlustreichen Tauschhandel zu treiben gezwungen ist, und in USA. ist die Lage so, daß die Einfuhr aus der, angeblich für die Plutokratie arbeitenden, Welt um ein Fünftel gesunken, die Ausfuhr hingegen außerordentlich gestiegen ist. USA. müßte für die plutokratische Welt arbeiten — nur fehlt ihm dazu die Rohstoffgrundlage. Von nichts wird aber nichts; es kann nur allenfalls eine Null USA.-Präsident werden, und das ist auch nicht viel.

Organisierter Selbstmord

Die britischen Behörden in Indien sind auf den erleuchteten Einfall gekommen, systematisch Selbstmord zu begehen. Sie haben nämlich fünftausend Rupien für jeden Inder ausgelobt, der mit Erfolg die verdächtige Tätigkeit Fremder in Indien beobachtet, sein Augenmerk auf feindliche Aktivität zu Lande, auf See und in der Luft richtet, verdächtige Schiffsbewegungen zur Kenntnis nimmt und dadurch geeignete Abwehrmaßnahmen ermöglicht.

Die verdächtige Tätigkeit Fremder in Indien ist nun aber ohne Zweifel das, was eben die Briten dort treiben; unter verdächtigen Schiffsbewegungen kann man sich am ehesten die Tendenz torpedierter USA.-Kriegsfahrzeuge vorstellen, den Meeresgrund aufzusuchen; und aus der Beobachtung der antibritischen Kriegsmaßnahmen Japans zu Lande, auf den Meeren und in der Luft kann der Inder die Hoffnung schöpfen, daß nun bald die „verdächtige Tätigkeit Fremder", nämlich der Engländer, in dem unterdrückten Lande ein Ende haben wird. Wenn diese Beobachtungen und Hoffnungen indischer Vaterlandsfreunde „zweckmäßige Maßnahmen" zur Beseitigung der plutokratischen Ausbeuter ermöglichen und auslösen, will sich das also anscheinend der Vizekönig von Fall zu Fall fünftausend Rupien kosten lassen! Wenn das kein Selbstmord ist, versteht der „Kladderadatsch" die Welt nicht mehr! — Zumindest stellt das Amt große Anforderungen an den fiskalischen Geldbeutel. Da hat es der Herzog von Windsor doch zweifellos bedeutend einfacher. Er sagt, wie der König im Märchen zu seinem Diener, zu seinem Privatsekretär: „Halten Sie mal einen Augenblick die Regierung!" und fährt mit seiner Frau nach Miami zum „Wochenende". Dort erklärt er dann den Reportern, das Amt des Gouverneurs von Bahama stelle große Anforderungen. Anscheinend aber nur an die Bevölkerung. Die britische Verwaltung sagt ihr: „Ich will ja nur dein Bestes" — tja, und das will die eigensinnige Bevölkerung gerade selber behalten!

Kakao, Klamauk und Kaiser

Aus New York und anderen Großstädten der Vereinigten Staaten wird gemeldet, daß dort eine wilde Hamsterei ausgebrochen sei. Nachdem die Behörden durch die öffentliche Ankündigung demnächst einsetzender Rationalisierungsmaßnahmen den Geldbesitzern einen Wink gegeben haben, hamstern diese nun alles was sie bezahlen können, vor allem Büchsenmilch, Schokolade und Kakao.

Diese letzte Maßnahme kann allerdings auch auf den Wunsch zurückzuführen sein, nicht länger von Herrn Henry Kaiser durch den Kakao gezogen werden zu können. Denn dieser, der — nach dem Grundsatz: ein Arbeiter baut ein Schiff in 100 Tagen, zehn Arbeiter in zehn, hundert in einem, tausend in keinem Tag, und zehntausend sind eher fertig, als sie begonnen haben — „Wunderschiffe" baut, überschüttet die Yankees mit Reklamenotizen. Neuerdings erzählt er, er habe in Oregon eine Stadt mit neuntausend Einwohnern gebaut. Tagsüber arbeiten sie — und nachts besuchen sie Schulungskurse. — „Und wie ist es mit dem Schlaf?" wird man fragen. — Nun, den setzt Herr Kaiser bei denen als Dauerzustand voraus, die den Unsinn glauben sollen.

rs.–rs.

Kleine Neujahrsgeschenke

FÜR DARLAN

Frankreich und Afrika

In dem inneren Afrika gibt es stets was Neu's zu sehen,
eben solches pfleget auch nun in Frankreich zu geschehen.
Jenes bringet Mißgeburten, dieses an der alten Statt
neue Kleider à la mode, die man nie erhöret hat.

Johann Grob

DEN PLUTOKRATEN

Engelland

Es führt zwar Engelland von Engeln seinen Namen,
doch seine Macht, die will den Himmel nicht nachahmen.
Drum: Sollte solcher Brauch auch dorten üblich sein,
es käme Petrus selbst nicht ohne Geld hinein.

Johann Grob

FÜR DUFF COOPER

Kleiner Geister Emsigkeiten
sind noch immer ungemein.
Jeder Dummkopf unsrer Zeiten
will ein Held im Schreiben sein.

A. G. Kästner (1719–1800)

(ausgewählt von rs–rs.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0006

© Universitätsbibliothek Heidelberg

EIN NEUER SCHATTEN ÜBER INDIEN

Das sagt alles
Die Londoner Wochenschrift „Tribune" meint, jetzt wäre für Stalin, der als einziger auf seiten der Alliierten bisher gehandelt hätte, der Zeitpunkt gekommen, an dem er sprechen müßte.
Er tut's! Er schreit immerzu: „Hilfe"! w. p.

Stippvisite
Frau Tschiangkaischek traf in den Vereinigten Staaten ein, um sich dort von einer Krankheit zu erholen.
Höchstwahrscheinlich leidet sie an der „englischen Krankheit". h. k.

Man lernt nie aus
In England gibt es „Schlachtenschulen", in denen englische Soldaten für Invasionen ausgebildet werden. Dort werden auch „strategische Rückzüge" geübt, bei denen die Briten alle immer das rettende Ufer erreichen.
Nach den bisherigen „Erfolgen" zu urteilen, muß diese Übung ganz besonders eifrig noch geübt werden, da sie bisher nie in der Praxis geklappt hat. Aber zu ihrem größten Bedauern können die Briten auf diesem Gebiet von den bösen Deutschen wirklich nichts lernen ... h. k.

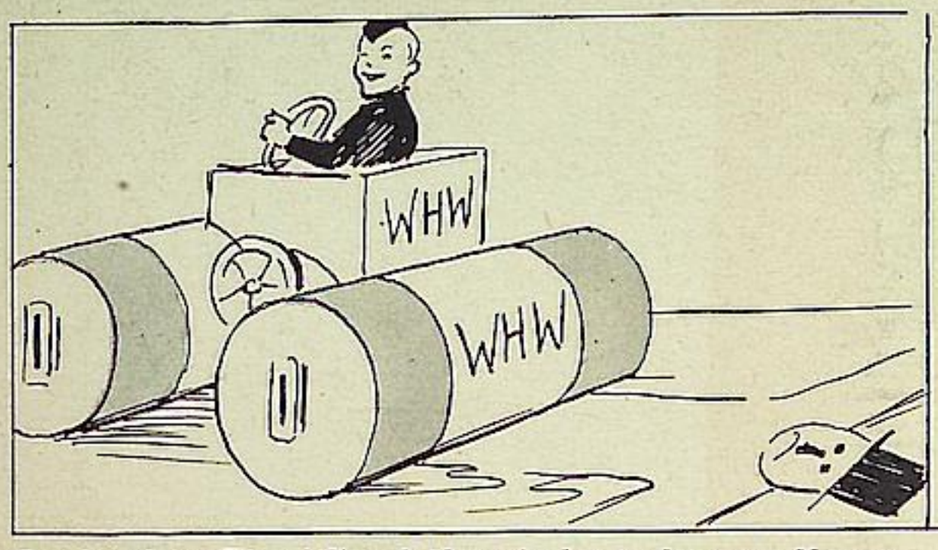
Ewig allein ist der Wechsel
Cripps löste Eden ab, Eden löste Cripps ab, Cripps löst Eden ab, Eden löst Cripps ab ..
Damit haben die Engländer das laufende Band der Diplomatie erfunden. p. b.

Berliner Gespräch
„Ick mechte bloß wissen, zu wat die Bolschewisten immer noch Kavallerieabteilungen jejen unsre Truppen vorschicken. Se müßten doch allmählich injesehen haben, det die ratzekahl wechjeputzt werden."
„Stalin will woll damit zeijen, wie man seinen Staat — ‚rinreiten' kann!" l. s.

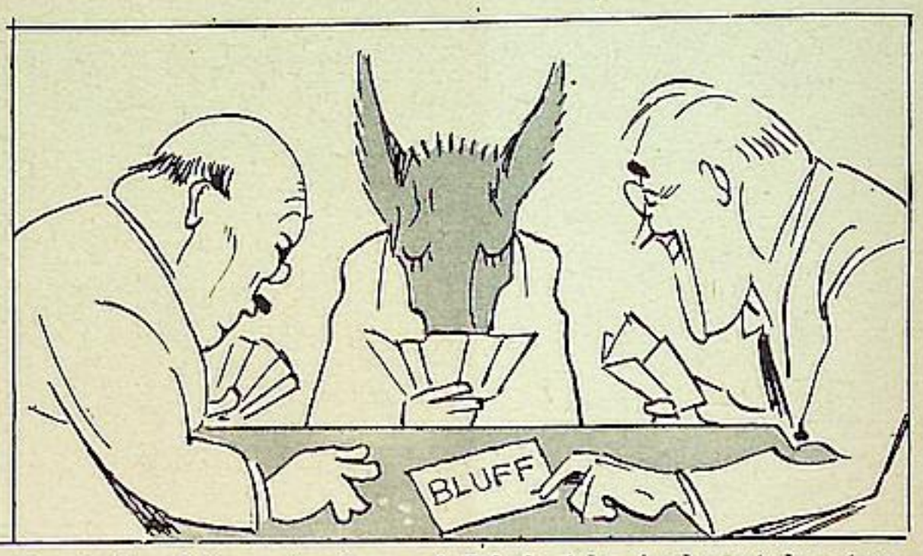
Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0007
© Universitätsbibliothek Heidelberg

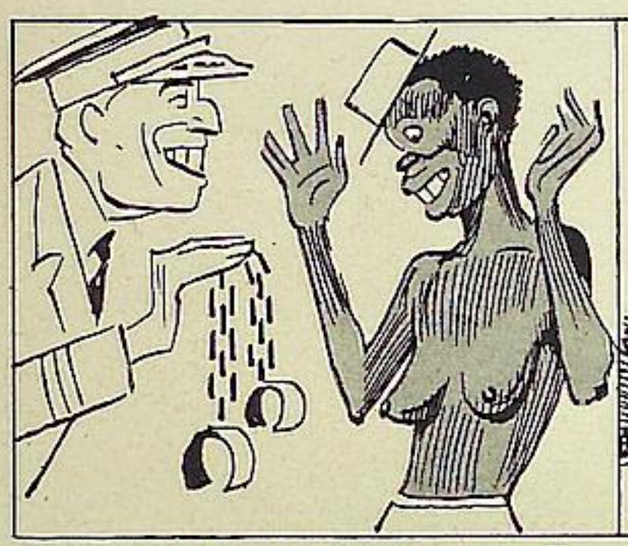
RÜCKBLICKE AUF DIE ZEIT



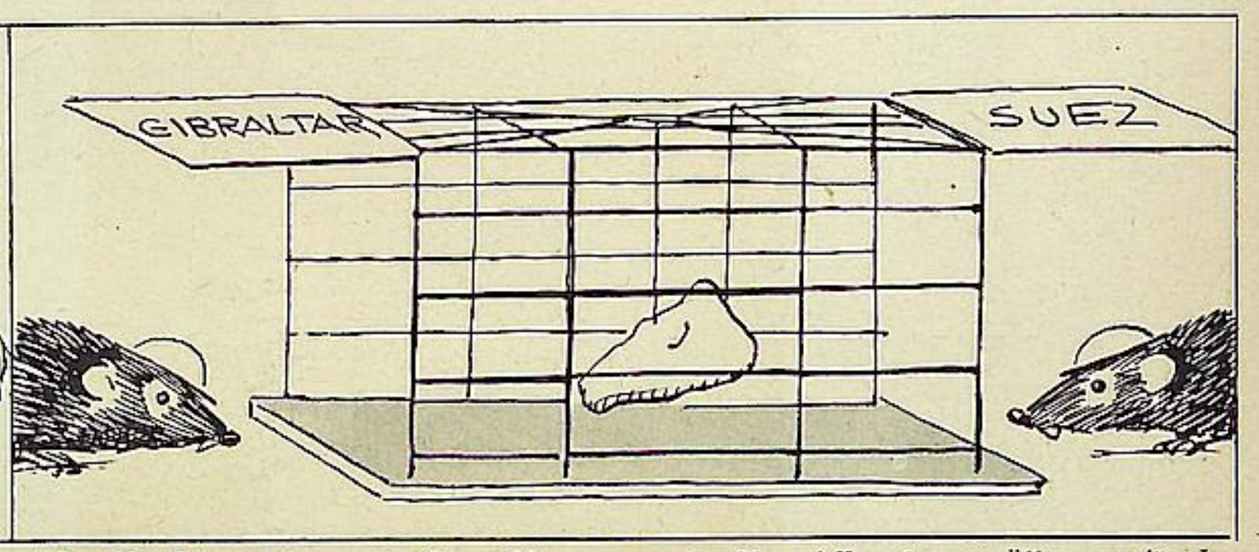
Das diesjährige Winterhilfswerk übertraf schon in den ersten Monaten alle Erwartungen, auch der Winter war einfach platt.



Die beiden Kriegsverbrecher und Falschspieler fanden wieder einen Dummen, der sich von ihnen ausbeuten ließ.



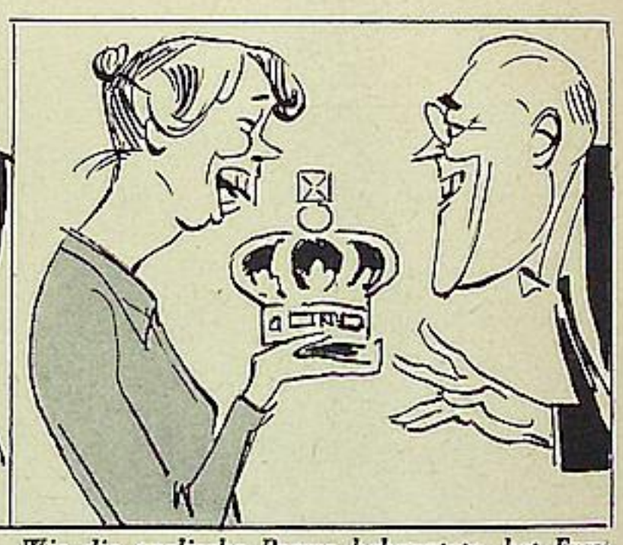
Nach seiner Landung an der afrikanischen Westküste überreichte der amerikanische General im Auftrag Roosevelts der Negerrepublik Liberia zwei kostbare handgeschmiedete Armbänder.



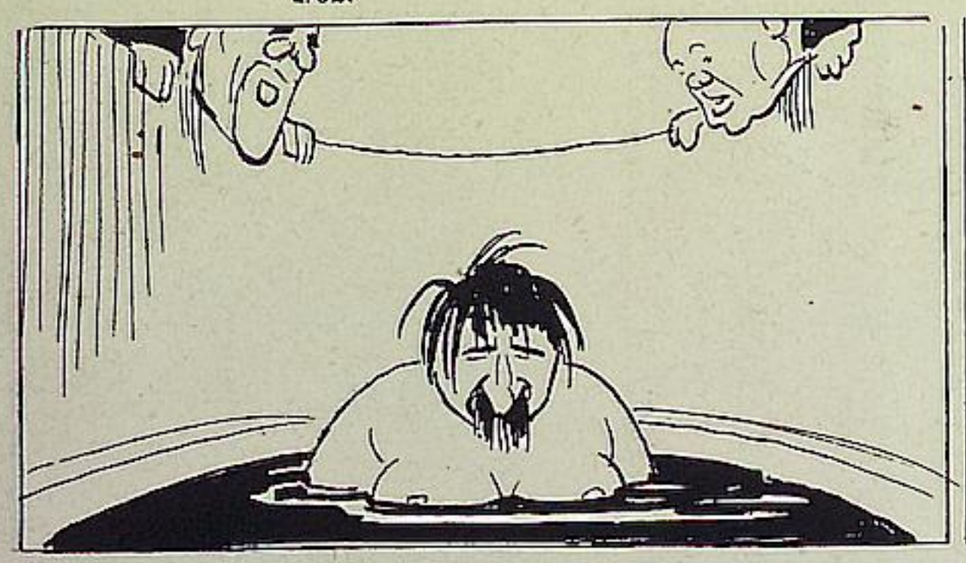
Das Mittelmeer erinnerte in diesen Monaten an eine Mausefalle mit zwei Öffnungen für das anglo-amerikanische Ungeziefer, das zwar leicht hinein, aber schwer wieder heraus kam.

Wie Churchill zur Beruhigung der englischen Bevölkerung mitteilte, war der Anfall an Maltakartoffeln in diesem Herbst besonders groß.

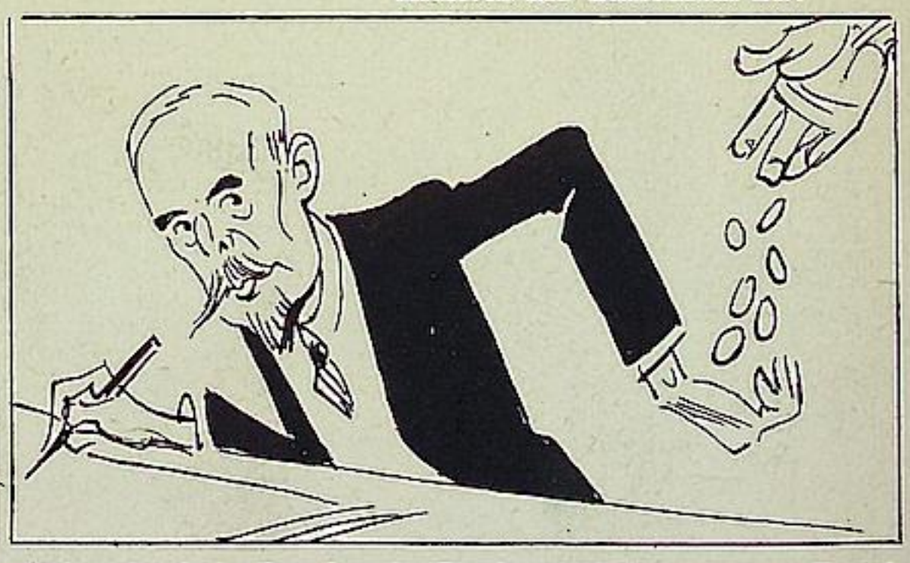
Radio Delhi meldete: „In Indien herrscht vollkommene Ruhe, seitdem es uns gelungen ist, der Opposition das Maul zu stopfen."



Wie die englische Presse behauptete, hat Frau Roosevelt ihrem Gatten etwas Wunderbares aus England mitgebracht. Eine Behauptung, die Roosevelt sehr willkommen war.



Auf seiten der veruneinigten Nationen zeigte sich auch in diesem Vierteljahr dasselbe Bild: Susanna im Blutbad.

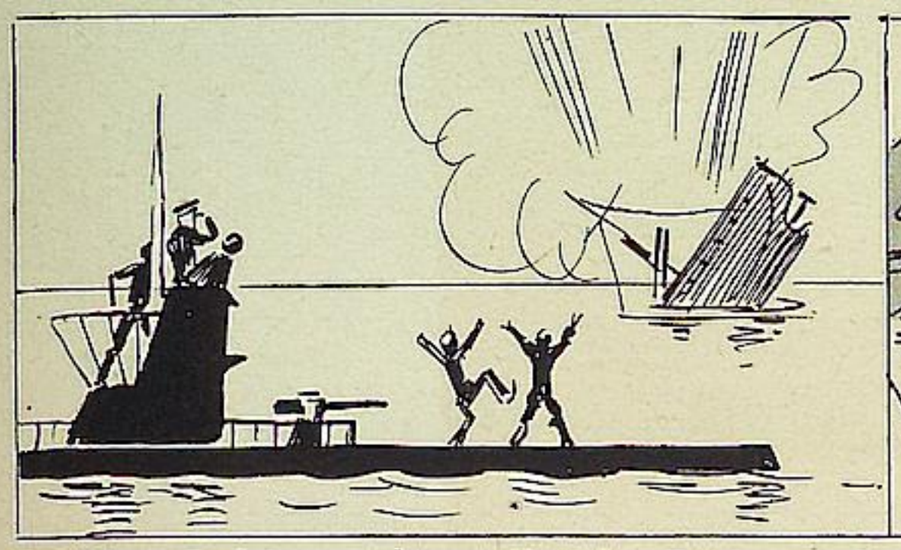


Wikham Steed, der Präsident der Feindjournaille, setzte seinen Kampf für die Rechte der unterdrückten Völker fort, wobei natürlich die Rechte genau wußte, was die Linke tat.

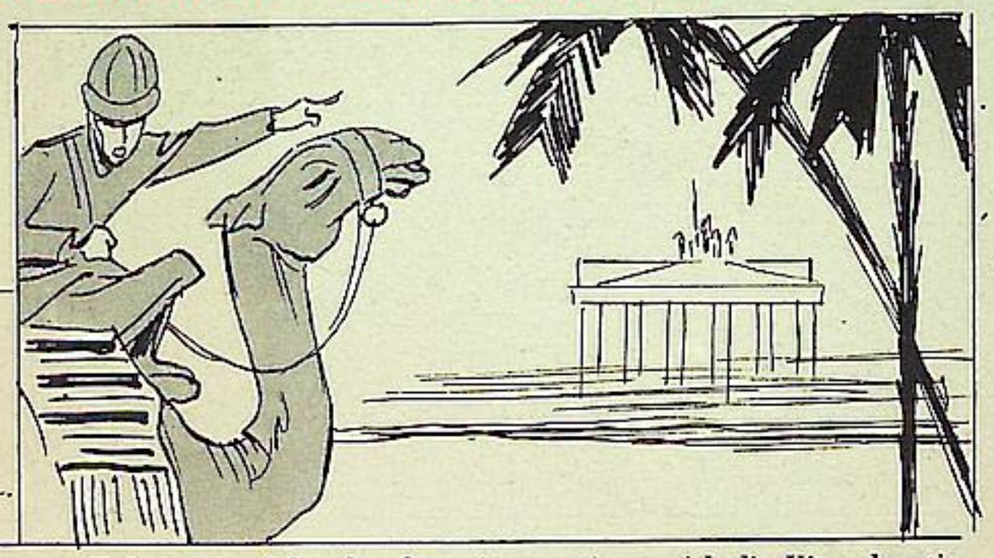
Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0008
© Universitätsbibliothek Heidelberg

VOM 1. OKTOBER BIS 31. DEZEMBER

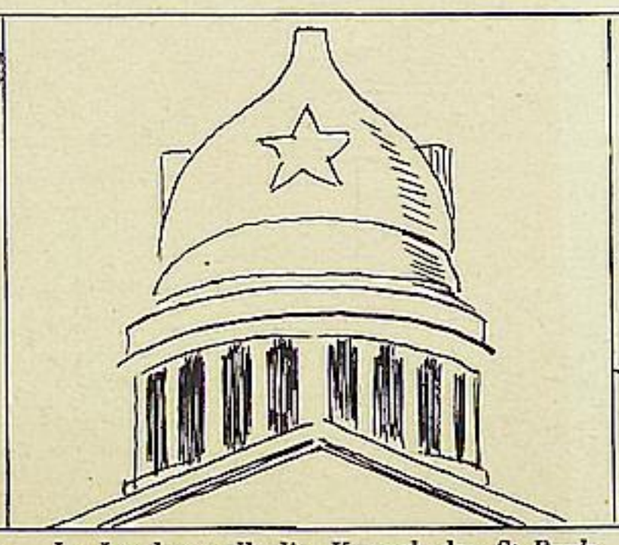


Bei seinem Erscheinen an der marokkanischen Küste wurde dem amerikanischen General Eisenhower gleich von einem ganzen Rudel deutscher Eisenhauer ein warmer Empfang bereitet.

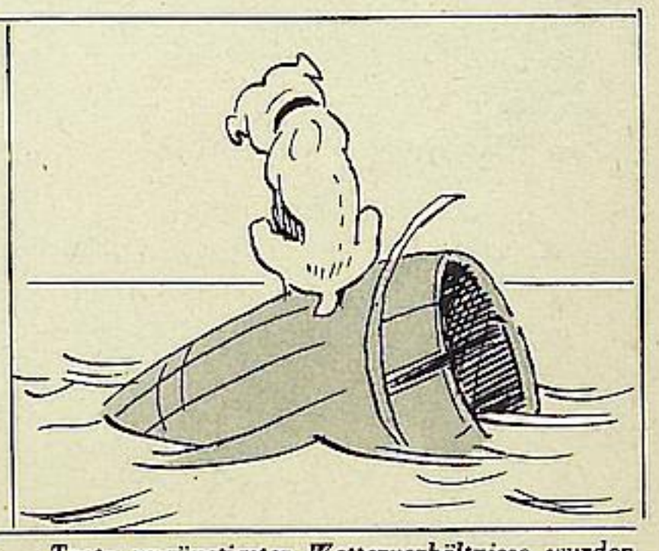


Während der folgenden Operationen steigerte sich die Hitze derartig, daß er bereits das Brandenburger Tor als Fata morgana sah.

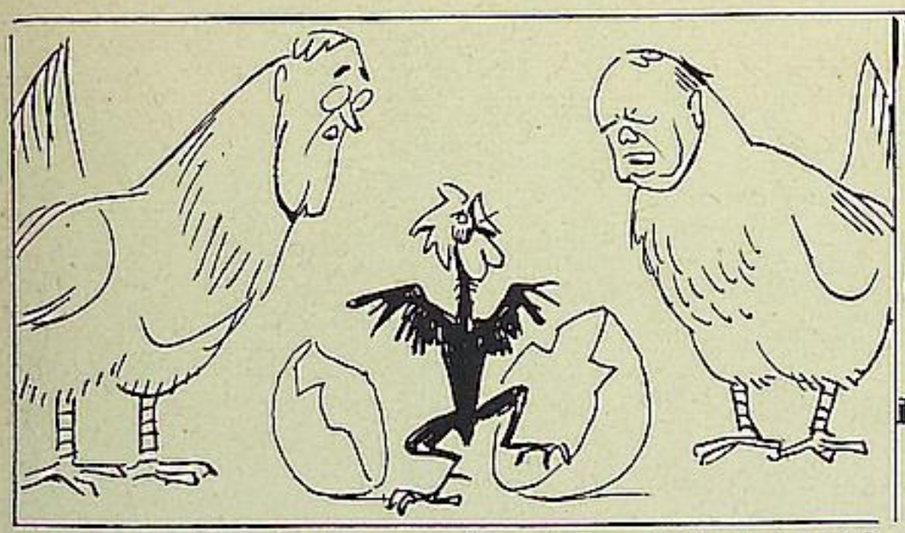
Wer mit erhobenem Haupt als ganzer Mann 80 Jahre durchs Leben und die Kunst geht, ist keine versunkene Glocke, sondern tönt voll und stark vom Turme des deutschen Schrifttums.



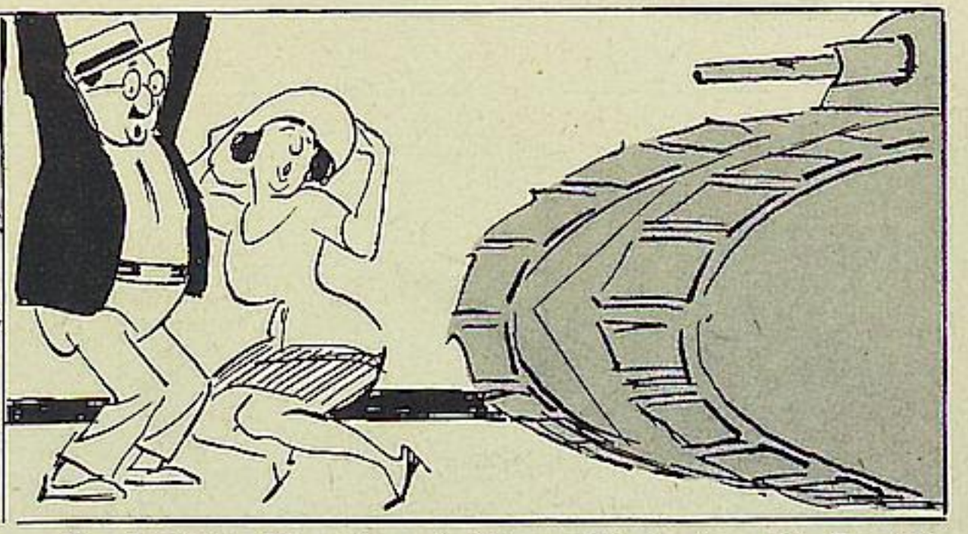
In London soll die Kuppel der St. Pauls-Kathedrale erneuert werden und in ihrer neuen Gestalt das innige Verhältnis zur Sowiet-Union symbolisieren.



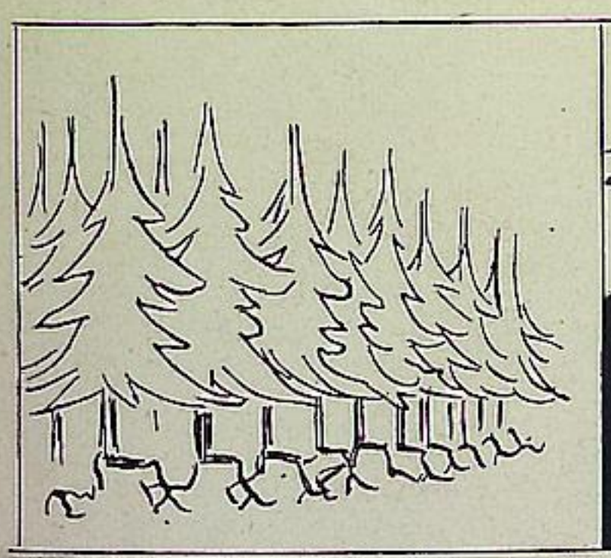
Trotz ungünstigster Wetterverhältnisse wurden von unseren U-Booten im November über eine Million Bruttoregistertonnen versenkt.



Wenn zwei solche Klucken monatelang das nordafrikanische Ei bebrüten, kann nichts anderes herauskommen als ein mißratener Gockel.

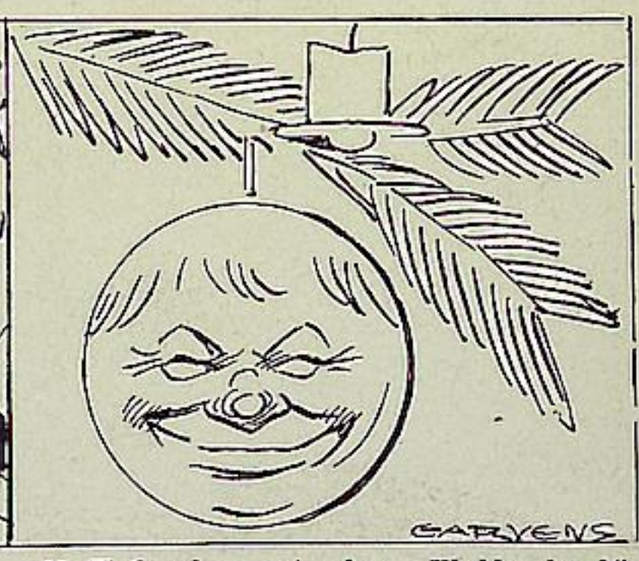


Der diesjährige Blumenkorso in Nizza wirkte in seiner aktuellen Aufmachung auf die jüdischen Rivierapflanzen wie ein rauher Wind aus dem Norden.



Am 12. Dezember meldete Radio London: „Berlin erobert, die Invasionsarmee hält bereits ganze Straßenzüge und Plätze besetzt und wird zu gegebener Stunde den Berlinern heimleuchten."

„Warum ist denn die anglo-amerikanische Flotte den Franzosen nicht zu Hilfe gekommen?" fragte Darlan den General Eisenhower. „Der Weg war uns to long."



95 Weihnachten mit dem „Kladderadatsch" sind ein Beweis für die Güte dieses reifen Früchtchens.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0009

© Universitätsbibliothek Heidelberg

GRAF ZEPPELIN

„Man muß nur wollen,
daran glauben,
dann wird es gelingen."

MANCHMAL BIST DU WIE WIND!

Von
Peter-Fritz Prior

Manchmal bist Du wie Wind;
ein schnelles, seidenes Spiel. —
Manchmal bist Du ein Kind, —
und manchmal weißt Du zuviel! . . .

Manchmal stehst Du und sinnst; —
vergaßt Du des Weges Ziel,
daß Du verloren verrinnst: —
Welle unter dem Kiel?

Manchmal fällt Dir ein Herz,
ein rotes Glas, aus der Hand.
Manchmal ahnst Du den Schmerz,
der rings in allen entbrannt. —

Manchmal bist Du ein Quell,
ruhlos ins Meer getrieben; —
doch zwischen dunkel und hell,
immer nur Du geblieben. —

Manchmal bringst Du auch Leid,
Dir und liebenden andern,
die in verlangendem Kleid
an Deiner Seite wandern.

Manchmal bist Du wie Wein
aus goldgefüllten Trauben; —
doch in der Nacht, allein,
weinst Du — und möchtest glauben. –

Bist Du ein Schein des Lichts,
dem im Vorübergleiten,
entfalteten Angesichts,
Herzen entgegenschreiten?

Kladderadatsch

Kleinigkeiten

Seit es sich herausgestellt hat, daß der Betrieb einer Rinderzucht auf dem Trockenboden einige Schwierigkeiten macht, daß man Eisbeine nicht aus Blumentöpfen und Leberwürste nicht aus Balkonkästen ernten kann, ja, daß sogar die Anlage einer Hühnerfarm in der guten Stube zu Unzuträglichkeiten führen muß, ist die Anteilnahme an den Belangen der Landwirtschaft auch bei den Großstädtern gewaltig gestiegen, die sich bislang darauf beschränkt hatten, Kohl zu reden statt zu pflanzen. Die abenteuerlichsten „Bekanntschaften" erhalten neuen Glanz und frische Kirnung, wenn der Partner nur auf dem Lande lebt, und kein Vorwand ist zu verwegen, als daß er nicht einen Besuch bei Selbstversorgern rechtfertigte, die gerade ein Schwein geschlachtet haben. Das ist menschlich verständlich, denn wenn auch — wie man sagt — der Appetit beim Essen kommt, so gibt es doch auch zahlreiche Leute, die schon vorher welchen haben und die deshalb gern einmal Mittagsgast auf einem Bauernhof sein möchten, wo man das vorhandene Schwein nach eigenem Ermessen rationieren und dem Besuch mal — auf Kosten der Haushaltsgemeinschaft — ein größeres Schnitzel bewilligen kann. — Da dies nun einmal so ist, müßte man eigentlich annehmen, daß der Städter ländlichen Dingen nicht mehr so ganz fremd gegenübersteht und daß er sich gewisse alte, bewährte Bauernregeln zu eigen gemacht und gemerkt hat. Aber diese Annahme scheint falsch zu sein. Wenn man zum Beispiel nur an den markanten Satz denkt: „Kleinvieh macht auch Mist", wird einem das ohne weiteres klar. — Nämlich — — aber nein, wir wollen, ehe wir auf die Sache selbst zu sprechen kommen, dem Abschnitt über die Landwirtschaft noch einen über das Geld folgen lassen. Von Sprichwörterweisheit halten wir uns dabei geflissentlich fern, lassen die Tatsache unberücksichtigt, daß Geld angeblich aromafrei ist, allein nicht glücklich macht, aber beruhigt, der nervus rerum ist und die Welt regiert — gänzlich unberücksichtigt — und begnügen uns mit der Feststellung, daß für den geregelten Geschäftsverkehr eines Landes und der Länder untereinander das Vorhandensein von gesetzlichen Zahlungsmitteln unerläßlich ist. Es bleibt zwar den Leuten unbenommen, einen Schaukelstuhl gegen eine Zimmerlinde, eine Nähmaschine gegen Ganghofers sämtliche Werke, eine Kaffeekanne gegen einen Fußball oder einen Posten fast neuer Gummikragen gegen ein Ölgemälde einzutauschen — dem Spieltrieb und der Phantasie sind da kaum Grenzen gezogen —, aber andererseits muß jeder, der Wären zum Verkauf anbietet, diese für das gesetzliche Zahlungsmittel hergeben. Ausnahmen machten früher nur die Automaten, die grundsätzlich nichts hergaben, so daß man ihnen schon den mit Recht englischen Namen „Flirt" geben wollte (merke: „Flirt" = eine Sache, bei der nichts herauskommt). Aber auf den aberwitzigen Einfall, einen Warenautomaten zu benutzen, kommt heute kein Mensch mehr, und außerdem sind die Geldeinwurfschlitze meist versperrt. — Nun hat sich aber neuerdings die Unsitte eingebürgert, gesetzliche Zahlungsmittel unter gewissen Umständen zurückzuweisen, und darüber wollte ich mal mit Ihnen reden, lieber Leser.

Denn die Geldannahmeverweigerer sind nicht etwa die paar asozialen Außenseiter, die Mangelware zurückhalten, um verbotene Tauschgeschäfte mit Dingen zu machen, die der Verbrauchsregelung unterliegen. Solche Leute greift der „Kladderadatsch" nicht an — nicht einmal mit der Feuerzange, und über die spricht Rosi nicht —, das überläßt er dem Staatsanwalt. Nein — es handelt sich da um durchaus biedere, unbescholtene, in keiner Weise vorbestrafte Leute. — Zum Beispiel um Zeitungshändler, die sich verschworen zu haben scheinen, dem Satz „Wie man's macht, ist es falsch", neuen Glanz zu verleihen. Wenn man auf der Straßenbahn eine Zehnpfennig-Teilstrecke löst und mit einem Fünfzigmarkschein bezahlen will, schimpft der Schaffner. Das kann ich verstehen, denn das Kleingeld würde ihm bald ausgehen, müßte er mehrere solcher Wechselgeschäfte machen. Ganz anders liegt die Sache aber, wenn ich Kleingeld habe und der Zeitungshändler — — Also, Hand aufs Herz, lieber Leser, ist es dir nicht auch schon so ergangen: du willst auf dem Weg ins Geschäft schnell noch eine Morgenzeitung erstehen, merkst, daß du außer größeren Scheinen nur noch Einpfennigstücke bei dir hast, kramst also deinen Zehner zusammen, legst das Geld aufs Zahlbrett des Zeitungsstandes und kriegst nicht etwa dein Lesefutter, sondern bestenfalls einen Anschnauzer: „Wat soll ick denn mit die Fennje! Ick bin doch keen Bettler! Det Zeuch könnse für sich behalten! Koofense doch keene Zeitung, wennse keen Jeld ham!" — Das sind so — ganz nach Laune und Stimmlage des Neuigkeitenhändlers — die zarten und gewählten Reden, die an dein erstauntes Ohr klingen, und wenn du kein mutiger Mann bist und — unter Zurücklassung deiner zehn Reichspfennige — mit der Zeitung entfliehst, mußt du in der U-Bahn beim Nachbarn nassauern. — Nun habe ich ja durchaus Verständnis dafür, daß unser Händler nicht allzu gern zu seiner sonstigen Arbeit auch noch die Mühe auf sich nimmt, Pfennige zu zählen und zu ordnen — aber andererseits kann ja nicht jeder gleich Generaldirektor einer großen Fabrik sein, oder Bankherr oder sonst irgendwer, der nur mit mehrstelligen Schecks arbeitet. Bäcker, Milchhändler und Gemüseverkäufer sind doch auch recht ehrenwerte Leute und müssen Hunderte von Malen täglich solche Pfennigrechnungen an- und ausstellen. Und der Käufer schließlich, der einmal im Jahr kein Zehnpfennigstück bei sich hat, zahlt ja mit kleinstem Kleingeld nicht, um euch zu ärgern.
Darum ihr Lieben, nicht diese Töne! Seid friedlich und bleibt mit beiden Beinen auf dem Teppich! Wenn man Rosinen im Kopf und Mandeln im Hals hat, ist man deshalb noch kein Kolonialwarengrossist, und wenn die deutschen Zeitungen und Zeitschriften immer stärker begehrt und deshalb knapp werden, ist das ja nicht euer Verdienst, sondern ihr verdient nur daran! Also denkt darüber nach: „Kleinvieh macht auch Mist", und „Wer den Pfennig nicht ehrt — — dem muß man mal klarmachen, daß auch dieser ein gesetzliches Zahlungsmittel ist". Ich hoffe, das h a b ' ich euch nun klargemacht.

Rosi

DER KAHLE KOPF

Er saß mit keinem einzigen Haar
hoch auf den Schultern eines Manns,
doch ohne einen Lorbeerkranz,
wie es in Rom einst üblich war,
und schien sogar die Stirn zu haben,
darin ein tüchtiges Hirn zu haben.
Man schätzt ihn redlich, nur Friseure
sind wenig für ihn, wie ich höre.

Peter Scher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0010
© Universitätsbibliothek Heidelberg

„Hier muß der Amerikaner durchgekommen sein . . .“

AKTUELLE BISMARCK-WORTE

Ich liebe die Frauen nicht, die sich in Politik einmischen. Ihr Einfluß ist schwer zu bekämpfen. Nichts ist schlimmer für einen Staatsmann als die außerministeriellen Einflüsse und unter diesen nichts furchtbarer als die Einflüsse des Alkovens, die man nicht fassen und kontrollieren kann.

*

Ich bin gerade der Meinung, daß der Diebstahl das Nationallaster der Engländer ist; bei einer Handelsrasse muß dies schlechterdings der Fall sein. Es gibt in Europa kein Gefängnis, in dem nicht ein englischer Taschendieb säße. Wenn der Diebstahl zum nationalen Trieb sich entwickelt, so fördert er die Eroberungslust.

*

Bis zum Jahre 1866 trieben wir preußisch-deutsche, bis 1870 deutsch-europäische Politik, seitdem Weltpolitik. Bei der Berechnung der zukünftigen Ereignisse müssen wir auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Auge fassen, die sich zu einer jetzt von den meisten noch ungeahnten Gefahr auf wirtschaftlichem Gebiet entwickeln werden und vielleicht auch noch auf anderem. Das eine wird sich vom anderen nicht mehr trennen lassen. Der Krieg der Zukunft ist der wirtschaftliche Krieg, der Kampf ums Dasein im großen.

*

Man muß sich bei dem, was man in der Politik will, immer nur nach dem eigenen Landesinteresse richten, nicht aber nach Preisen, die ein Fremder bietet. p. b.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0011

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

HELI FINKENZELLER

Auf die Gefahr hin, für barbarisch, ungalant und was weiß ich sonst noch gehalten zu werden, muß ich sagen, daß Humor im eigentlichen, wahren Sinne eine männliche Angelegenheit ist. Denn Humor ist eine Sache der Philosophie, und der Himmel möge uns in Gnaden vor philosophierenden Frauen bewahren. Sie sollen ja viel mehr als mit tiefsinnigen Grübeleien die Welträtsel zu lösen versuchen: sie sollen uns die liebe, alte Erde schöner und angenehmer machen, weil ja die törichteste, aber hübsche Frau zweifellos einen bei weitem erfreulicheren Anblick bietet als der gelehrteste Professor. Und deshalb ist auch der heitersten Schauspielerin Sache weniger der eigene Humor als die Fähigkeit, uns bei gutem Humor zu erhalten. Und das tut Heli Finkenzeller. Eigentlich genügte dazu schon, daß sie vorhanden und im Film sichtbar ist, aber ihr waren nicht nur die Grazien, sondern auch die Musen hold und begabten sie mit der Fähigkeit, alles, was wir an der Frau lieben, in Reinkultur darzustellen und damit dem Sinn weiblicher Schauspielkunst gänzlich zu entsprechen. Und so erfüllte sie sich und ihre Mission am besten in dem Film „Fronttheater", wo sie die reichen Mittel ihrer Kunst für die Rolle einer Schauspielerin einzusetzen hatte, die ihren Mann davon überzeugt, daß sie um so besser seine Ehepartnerin sein kann, je mehr und intensiver sie Schauspielerin sein darf. Sie machte das mit einer leichten, natürlichen Anmut, die auch den Ernst zum Spiel erhebt, zu jenem Spiel mit dem und um den Mann, um dessentwillen man so gern lebt. — Und da sind wir denn glücklich, oder vielmehr unglücklich — wieder ins Philosophieren gekommen, und das ist Zeitverschwendung, wenn man eine so reizvolle Frau ansehen kann wie Heli Finkenzeller.

Rolf Sievers

Im Rampenlicht...

DER ERFINDER DER KATZENMUSIK

Er war kein Komponist, und seinen Namen verzeichnet keine Musikgeschichte, aber wenn von sonderbaren Theaterdirektoren die Rede ist, dann muß sein Name genannt werden: Franz Pokorny, Direktor des „Theaters an der Wien". — Und was die Katzenmusik betrifft, so war diese eine Mißfallensäußerung, wie sie um die Metternichzeit vor allem von der Studentenschaft gegen die Feinde ihrer großdeutschen Bestrebungen gebraucht wurde. Doch davon später. Denn Franz Pokorny ist vorläufig noch in Preßburg als „Turmmeister" tätig, d. h. als eine Art städtischer Musikdirektor, zu dessen Obliegenheiten es auch gehört, auf dem Turm zu wohnen und bei Feuersgefahr Alarm zu blasen. Aber eines Tages wird die Direktion des Stadttheaters frei, Pokorny bewirbt sich darum und wird — eigentlich mehr der Kuriosität halber — vom Bürgermeister empfangen. Zeitgenössische Quellen schildern die denkwürdige Unterredung zwischen dem Stadtvater und dem menschlichen Feuermelder so:

Der Bürgermeister: „Sie wollen Theaterdirektor werden? Ist das nun Dummheit oder Frechheit von Ihnen?"

Pokorny: „Wenns Ihnen nichts ausmacht, Herr Bürgermeister, dann wollen wir lieber Dummheit sagen. Frechheit ist mir sehr zuwider."

Der Bürgermeister: „So! Dumm sind Sie also! Und da wollen Sie Direktor vom Stadttheater werden?"

Pokorny: „Sehr wohl, Herr Bürgermeister! Der vorletzte Direktor war ein Depp und der letzte ein Idiot, und da dachte ich, Dummheit ist die Voraussetzung!"

Der Bürgermeister: „Ja, das stimmt! Also scheinen Sie doch gar nicht so dumm zu sein! Übrigens haben Sie uns schon einmal genasführt. Einen Trompeter wollten wir zum Turmmeister machen, und Sie haben sich beworben, obgleich Sie Klarinettist waren."

Pokorny: „Das bin ich noch, Herr Bürgermeister! Aber als ich ‚Feuer!' geblasen habe, hat kein Mensch gesagt: ‚Da bläst ein Klarinettist!'"

Der Bürgermeister: „Haben Sie denn Geld, um unser Theater leiten zu können?"

Pokorny: „Das will ich ja in dem Theater verdienen, sonst braucht' ich ja das Theater nicht."

Der Bürgermeister: „Interessant! Haben Sie denn wenigstens Fachkenntnisse? Wissen Sie denn überhaupt, was klassische Stücke sind?"

Pokorny: „Klassische Stücke sind diejenigen, für die man kein Honorar mehr zu zahlen braucht."

Der Bürgermeister: „Das nenn' ich eine erschöpfende Auskunft. Und was ist die Bühne?"

Pokorny: „Sehr einfach, Herr Bürgermeister! Die Bühne ist eine moralische Anstalt für die Leute, die nicht ins Theater gehen!"

Der Bürgermeister: „Und was sind dramatische Novitäten?"

Pokorny: „Mit den Novitäten ist das genau so wie mit den heiratsfähigen Töchtern: je häßlicher sie sind, desto besser muß man sie ausstatten, sonst fällt keiner drauf herein."

So ging das noch eine Weile weiter, aber schließlich setzte Pokorny seinen Willen durch, bekam das Preßburger Theater und führte es so erfolgreich, daß er schon wenige Jahre später das Wiener Theater in der Josefstadt pachten konnte, und nicht lange darauf zog er als Direktor in das berühmte Theater an der Wien ein. Die gefeiertsten Künstler der Zeit gastierten bei ihm, und auch Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, stellte sich auf Pokornys Bühne den Wienern vor. Aber der mutterwitzbegabte Mann war kein Rechner: er zahlte seinen Künstlern hohe Gagen und sparte beim Auftreten großer Gäste nicht an Dekorationen und Kostümen. So kam es, daß er eines bösen Tages trotz ausverkaufter Häuser kein Geld mehr hatte, um seine ständigen Mitglieder zu bezahlen. Kurz entschlossen zog er seinen besten Frack an, fuhr in die Hofburg, erwirkte eine Audienz beim Kaiser Ferdinand und brachte es dadurch, daß er ohne Einleitung sagte: „Majestät, ich brauch' 20 000 Gulden, sonst müssen meine Sänger hungern", zuwege, daß ihm der verblüffte Monarch tatsächlich die erbetene Summe vorstreckte. — Aber dann verscherzte er sich das kaiserliche Wohlwollen. Er gab nämlich ein Stück „Das bemooste Haupt", in welchem eine von Franz v. Suppé dirigierte „Katzenmusik" vorkam. Die machte auf die akademische Jugend Wiens so großen Eindruck, daß sie bei jeder Gelegenheit bemüht war, sie nachzuahmen. Die „Katzenmusik" wurde ein politisches Kampfmittel, und Pokorny, der als ihr „Erfinder" angesehen wurde, hatte alle Sympathien bei den Behörden verloren. —

Pokorny war eine Seele von Mensch, der für seine Schauspieler nicht nur den Kaiser anpumpte, sondern der sich sogar der Polizei gegenüber als Leuteschinder und Ausbeuter hinstellte, um die Mitglieder vor Strafe zu retten. Denn an denen wollte die Behörde wegen der Anregung zu den studentischen Katzenmusiken Rache nehmen, vor allem an Franz von Suppé, der die Sache ja dirigiert hatte. Der war nämlich italienischer Staatsangehöriger und konnte deshalb kurzerhand ausgewiesen werden.

Schon war ein Verhör im Gange: „Name?" — „Franz von Suppé." — „Was ist Ihre Beschäftigung?" — „Ich spiele Klavier." — „Was taten Sie während der Revolution?" — „Ich spielte auch Klavier." — Da stürzte Pokorny in die Amtsstube und redete so lange auf den Kommissar ein, bis dieser glaubte, Suppé sei durch Drohung mit Entlassung gezwungen worden, diese „Katzenmusik" zu dirigieren. Pokorny mußte dreihundert Gulden Strafe zahlen und sagte strahlend zu dem geretteten Kapellmeister: „Oh, was ist der Kommissar damisch, er hat's geglaubt!"

So war Franz Pokorny — und wenn sein Name auch nicht im Buch der großen Künstler verzeichnet steht, im Ehrenbuch der guten Menschen hat er seinen Platz verdient.

rs–rs.

NERVOSITÄT

Neben meiner Schiffskabine
klappert eine Schreibmaschine,
über mir summt eine Biene,
nicht verklärt ist meine Miene.

Irgendwo, nach Intervallen,
Kisten, Koffer, dröhnend fallen,
Türen kreischen scharf metallen,
und von ferne Redeschwallen.

Jetzt beginnt es noch zu klopfen,
von der Decke scheint's zu tropfen,
eine Flasche würgt am Pfropfen,
schleudert mir zum Kopf den Stopfen.

Links, rechts schwankt das Schiffsgetakel,
mir dünkt alles ein Debakel:
lärme selbst; was heißt hier Makel . . .?
Das ist endlich mein Spektakel!

Dilhuit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0012

© Universitätsbibliothek Heidelberg

DIE YANKEES KÖNNEN ES AUCH . . .

„Vorwärts, Tommies, jetzt könnt ihr für uns kämpfen!“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0013
© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Kanzler und Kaiserin

Es war im Dreikaiserjahr 1888 — Hoftafel im Berliner Schloß. Die Geladenen bemerkten zu ihrem Unbehagen, daß aus Ungeschicklichkeit dem Platze der Kaiserin Friedrich gegenüber für den alten Kanzler Bismarck gedeckt worden war.

Kaum hatte die Hofgesellschaft sich zu Tische gesetzt, da entdeckte auch die Kaiserin den Mißgriff. Mit einem empörten Blick auf ihr nicht zu übersehendes Gegenüber befahl sie einen Lakaien, einen riesigen Blumenaufsatz zwischen sich und den Kanzler auf die Tafel zu stellen. Bismarck war sich über den Sinn dieses plötzlichen Blumenreichtums keineswegs im unklaren. Er erhob sich zu voller Größe. Beide Fäuste aufs Tischtuch gestemmt, betrachtete er blitzenden Auges seine Widersacherin. Nach einer kurzen Pause — allen schaudernden Anwesenden unvergeßlich — hörte man seine hohe Stimme ruhig, aber keineswegs durch die Blume sagen: „Ew. Majestät ahnen ja gar nicht, wie angenehm mir das ist!"

Hierauf setzte sich der Alte ingrimmig-geräuschvoll und blieb bis zum Ende der Tafel unsichtbar für die Kaiserin. tt.

Englischer Disput

Der wegen seiner scharfen ätzenden Einfälle gefürchtete englische Dichter-Schauspieler Samuel Foote hatte einst ein mit Widerhaken versehenes Witzwort über den aus dem amerikanischen Krieg bekanntgewordenen Lord Sandwich, den Brötchen-Sandwich, in die Welt gesetzt.

Als ihn der Lord darauf in einem Kaffeehaus traf, ging er mit wütender Miene auf ihn zu und fragte, um ihm eins auszuwischen: „Können Sie mir eigentlich sagen, an was Sie einmal sterben werden, an einer galanten Krankheit oder am Galgen?"

„Das kommt darauf an, Mylord", entgegnete Foote, „was ich zuerst ergreife: Ihre Mätresse oder Ihre Grundsätze." h. r.

Die größere Kunst

Auf einer Gesellschaft meinte einmal ein gelehrter Mann zu Nestroy, seiner Mißachtung über dessen Künste Ausdruck gebend: „Was ist das doch für ein trauriger Beruf, lediglich Possenreißer zu sein!"

„Hm", sagte der schlagfertige Nestroy, „wissen Sie aber auch, daß das Witzemachen weit schwieriger ist, als das Nurgelehrsam erscheinen?" p. b.

Blinde Kuh

„Blinde Kuh" ist ein schönes Spiel. Für junge, harmlose Mädchen und Burschen. Ältere Leute sollen es nicht spielen.

Letzthin war beim Dr. Werner eine größere Gesellschaft. Dr. Werner ist Anwalt, fünfzig Jahre alt und verheiratet. Da waren die beiden Ehepaare Sagschütz und Brudermann, dann etliche sehr korrekte ältere Damen, ein paar Klienten und endlich das Fräulein Mizzi. Die zwanzigjährige Sekretärin vom Werner. In Favoriten haben sie einige Weinstuben besucht und sind endlich durch den Belvedere-Park nach Hause gegangen. Der Werner und einige andere haben einen kleinen Spitz gehabt. Man hätte schon sagen können „an Aff'n". Und im Belvedere-Park, da fällt dem alten Sagschütz ein, man könnte „Blinde Kuh" spielen. Gerade im Rondell, wo die nackten Sandstein-Göttinnen mit den faden Gesichtern stehen. Erst ist's ganz gut gegangen ... dann ist der Werner drangekommen. Er hat einen gründlichen Aff'n sitzen gehabt. Ist herumgerannt wie ein Junger. „Wie a Teppeter", hat der Sagschütz gemeint. Und wupp — erwischt der Werner die Sandstein-Diana. Packt sie so richtig. Tippt mit den Fingern über den Schenkel der Diana — legt die Stirn in krause Falten und sagt — etwas verschleiert — aber ganz schön und klar: „Hart und kalt ... Jessas — dö Mizzi ..." A. K.

Berliner Gespräch

„Haste det jelesen, det man sich imma nur det morjens messen soll, weil man abends von die Arbeet 5 Zentimeta kleener is?"

„Na, ick hab mir ja det abends nie jemessen, weil ick da jeweenlich meine Olle zu spät aus die Kneipe komm. Da bin ick dann imma janz kleen!" v. b.

GESPRÄCH IN MAYFAIR

„Ich finde den Beveridge-Plan reizend – aber greifen wir damit Stalin nicht vor?"

Kladderadatsch

BEGEGNUNG

Wir hätten uns sehr gut verstanden, Marianne,
es war so was wie Liebe auf den ersten Blick.
Der Herzschlag stockte mir für eine kleine Spanne —
da standst du: jugendfrisch und liebenswert und schick.
Ich dachte gleich: wir passen gut zusammen.
Ich spürte gleich: das sollte wohl so sein.
Ich wußte gleich: es schlügen helle Flammen
aus der Begegnung — und ich gab mich drein.

Wir sprachen miteinander: o, vom Wetter,
von Büchern, die wir liebten, von Musik;
du kanntest flüchtig meinen Ulmer Vetter,
ich rühmte Sylt, du schwärmtest mehr für Wyk.

Hold tönten deine Worte mir, wie Lieder,
doch schöner noch war unser Schweigen nun.
Du lächeltest. Ich lächelte dir wider.
Wir sahn uns an, wie Altvertraute tun.

Über die Reling lehnten wir, im Sonnenscheine;
man hörte der Maschinen dumpf Gestöhn.
Ich legte zärtlich meine Hand auf deine
für einen Augenblick. Es war sehr schön.

Wir trennten uns. Daß man sich öfters schriebe,
versprachen wir. O, süß ist die Gefahr. —
Wir hielten Wort. Wir schrieben nichts von Liebe,
wenn jede Zeile auch Verlangen war.

Doch mählich mußte ich dann länger warten
auf deine Post, und eines Tages schnitt
den Brief ich auf mit den Verlobungskarten.
Ich gratulierte dir. Es war mir ernst damit.

Ich gönne dir dein Gllück, sei froh und heiter,
du bist ja schön und liebenswert und jung.
Was hatten wir denn miteinander weiter?
An einen Sommertag nur die Erinnerung ...

Nun ist es gut. Ist's wirklich gut? Ich frage,
ich frage, Marianne: ist es gut? —
Schön: Schlußstrich! Aber wiss': ich trage
dein süßes Bild fortan in meinem Blut ...

Wendelin Überzwerch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0014
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Berlin. A. T. Z. In einem warmherzigen Aufsatz über Werner v. Siemens meint V. Muthesius in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 5. Dezember 1942: „Das kulturelle Ethos der Ehe von Wissenschaft, Technik und Wirtschaft — dieses Soll, dieses neue Ziel war das Wesentliche, was Werner Siemens aus der nicht geringen Zahl intelligenter Forscher, Erfinder und Unternehmer des 19. Jahrhunderts heraushob."
Eine Ehe zu dritt? Wo bleibt da die Moral?

Feldpost. Als Spruch des Tages veröffentlicht die „Oschatzer Kreiszeitung" am 14. September die Verse von Th. Storm:

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid nicht, bringt sie Reue;
doch weil Wahrheit eine Perle,
wirf sie auch nicht vor die Säure.

Säure könnt der Perle schaden,
das darfst du ja nie vergessen,
und dann wirst du fluchbeladen —
mehr als wenn sie Säue fressen.

Bielitz. R. S. In der „Oberschlesischen Zeitung" Nr. 304 erschien folgende Anzeige: „3 Mädel (Büroangestellte), aus dem Schlesierland haben keine Mann anhand, wir sind 27, 31 u. 38 Jahre, jung, prima in Schwung. Wir suchen drei nette Korbflaschen, 25 u. 60 Liter, 6 u. gern, zwecks Heirat."
Offenbar wollen die Mädchen, prima in Schwung, sich auch noch Mut zum Heiraten antrinken ...

Berlin. v. B. Sie senden uns einen Artikel der Berliner Montagspost, in dem es heißt: „Aber das ist eben das Gesicht der Plutokratie: der Molch Krieg ist dazu da, den Bankerott ihres Systems zu verschleiern."

Fürwahr, es gleicht den bösen Molchen
der Moloch Krieg mit seinen Folchen,
drum muß man eben einen solchen,
wo man ihn fassen kann, erdolchen!

Siegen. Eine ganz unheimliche Geschichte berichtet die „National-Zeitung" Nr. 264 aus Lüdenscheid: „Am 2. 11. in den Abendstunden wurde, wie bereits mitgeteilt, ein Werkschutzmann bei der Kontrolle des Ostarbeiterlagers von dem Ostarbeiter Alex Kalamizew, geb. am 7. 12. 25 in Dawiskow, ermordet. Der Tote setzte sich in den Besitz sämtlicher Sachen des Ermordeten und flüchtete."
Danach hätte der Täter mit dem Geist eines Verstorbenen zusammen gearbeitet?

Hagenau. Dr. Bl. Die „Straßburger Neuesten Nachrichten" vom 21. Oktober melden aus Münsterol: „Die Schüler und Schülerinnen von Münsterol, Gottestal und Menglatt traten zur Herbstbesichtigung auf dem hiesigen Sportplatz an. Nach einer kurzen Ansprache des Lehrers E., der die Bedeutung dieses Sportfestes unterstrich, begannen die einzelnen Wettbewerbe, die durchweg gute Ergebnisse zeitigten und zeigten, daß auch in der hintersten Ecke des Sundgaues sich die Jugend mit Feuereifer und körperlicher Ertüchtigung hingibt."

Wenn ihr in der Jugend Tagen
erntet edlen Sports Gewinn,
gebt in künftigen Lebenslagen
ihr mit voller Kraft euch hin.

Krefeld. A. T. Z. Im Briefkasten des „Krefelder Stadtanzeigers" vom 27. November 1942 finden wir folgenden Rat: „R. F. Mödrath. Laut Auskunft eines Sachverständigen ist es keine einfache Sache, dem Olivenöl den starken Geschmack zu nehmen, es bedarf hierzu einer besonderen technischen Einrichtung. Vielleicht ist eine Marinefabrik bereit, Ihnen zu helfen."
Wenn das Roosevelt erfährt, daß wir nicht bloß Schiffswerften, sondern gleich ganze Marinefabriken haben! Unser so gewaltig gesteigertes „Potential" wird ihn nicht mehr ruhig schlafen lassen. Und er wird seinen Leibjuden sicher den Auftrag geben, schleunigst mit dem Bau von Marinefabriken zu beginnen.

Demmin. J. v. H. Der „Berliner Lokal-Anzeiger" Nr. 259 sagt über die Kämpfe im Terekabschnitt: „Die bolschewistischen Truppen haben die natürlichen Verteidigungsanlagen, die ihnen die schroffe Bergwelt und die beißenden Gebirgsbäche bieten, in jeder Weise ausgenutzt."
Sollte sich das dort landesübliche Ungeziefer auch in den Gebirgsbächen aufhalten?

VOLLKOMMENHEIT

O Nöke, nun hat dich dein Kinnbackenbart
mit Schnurrbart vollkommen gemacht:
wie schnurrig und weich wird, was knurrig und hart,
was mager war, vollrund gelacht!

Ein ärmlicher Schlucker sonst ohne die Zier
des fahlen Polarbärenfells,
erscheinst du als Schlemmer im Bart mit der Gier
des Buhlmit- und Zehrmitgesells.

Du wurdest auch mehr deinem Alter gemäß
vertrauens- und ehrwürdig: traut.
Und schließlich verklärt gar dein gotisch Gesäß,
was stilrein zu Ende dich baut.

Denn setzt du den Teller für Gläser voll Wein
dem Scheitel auf, kahl vom Gelock,
so bist du im holzenen Heiligenschein
ein Christopher gotisch barock.

Und auch einen Heiland erhobst huckepack
und schleppst du: den Kobold des Pan,
Humor heißt das Kerlchen im Menschenschnick-
bis Mors ruft als Heiland dich an. [schnack,

Heinrich Nocren

Rostock. W. P. Im „Rostocker Anzeiger" Nr. 274 lesen wir: „Tausche 100—150 Sold. geg. Pelzkr. oder Fuchs."
Es ist nicht nett von dieser Dame, daß sie die Bleisoldaten ihres Mannes, wahrscheinlich hinter dessen Rücken, opfert, nur um einen Pelzkragen oder Fuchs zu bekommen.

Coburg. F. E. In der „Koburger National-Zeitung" Nr. 275 finden wir folgende Einladung: Heute abend 8 Uhr Versammlg. in G. Gaststätten. Vortrag des Herrn R. Eine bunte Reise durch das Tierreich. Nürnberger Zoo u. a. Gäste willkomm."
Hoffentlich erscheinen die Bewohner des Nürnberger Zoo in ausbruchsicheren Käfigen.

Wien. Im „Neuen Tagblatt" Nr. 334 findet sich folgende Heiratsanzeige: „Intell. Beamtenwitwe, Anf. 40, mit Wohng., wünscht seriöse Bekanntsch. eines Herrn, 40 bis 60, in gesich. Position, zw. spät. Ehe. Unt. ‚Liebe Weihnacht 1981' Anzeigen-Sasko."
Wenn die Heirat erst Weihnacht 1981 in Aussicht genommen ist, dann kann die Bekanntschaft bis dahin gründlich genug erprobt werden.

Berlin. D. F. Im „Rostocker Anzeiger" Nr. 107 erschien folgendes Gesuch: „Suche für meine 1 j. Tochter, die 4 Monate in Rostock kochen gelernt hat, eine Stelle zur Vollendung ihrer einjährigen Lehrzeit."
Das wirkliche Alter ist hier wohl absichtlich weggelassen, damit sich die Tochter nachher als 17- oder 19- oder 21jährig ausgeben kann.

Bad Neuenahr. E. P. Die „Kölner Zeitung" Nr. 540 meldet aus Lissabon: „Der Marineminister des Daily Telegraph schreibt: ‚Wir haben keinerlei Veranlassung, zu glauben, daß es Deutschland an U-Booten mangelt, denn Deutschland ist in der Lage, gleichzeitig mit einer Vielzahl von U-Booten bis nach Südafrika hinunter zu operieren. Es besteht kein Zweifel, daß die Gefahr durch deutsche U-Boote weiter ernst ist und dieses Problem alle anderen Probleme der Strategie der Vereinigten Staaten überschattet.'"
Nun wissen wir doch, wo die vielen Minister unterkommen, die bei den immer wiederkehrenden Regierungskrisen in England ausgebootet werden: bei der Presse! Mitunter können sie dieser ganz vernünftige Gedanken vermitteln.

Brieg. Die „Brieger Zeitung" Nr. 276 bringt folgende Anzeige: „Tausche großes, fast neues Baby in guterhaltene Damenskischuhe (Gr. 40) oder feste Damenhalbschuhe (Gr. 40)."
Nanu? Ein Baby ist doch immer neu? — Im übrigen wollen wir solche Tauschgeschäfte bei uns nicht einführen. In USA. und England mag dergleichen üblich sein!

Honnef. Kl. In der „Honnefer Volkszeitung" Nr. 119/39 wurde bekanntgemacht: „20 Mk. Belohnung demjenigen, der mir Angaben über den Verbleib meines rotbraunen Art Langhaardackel macht, daß ich den Täter gerichtlich belangen kann. Ob tot oder lebend."
Na, na, nur nicht gleich totschlagen den Täter, der sich vielleicht als warmherziger Tierfreund entpuppt!

Darmstadt. Dr. Kr. Die „Hessische Landeszeitung" vom 29. November schreibt in einem Artikel über „Wien 1942": „Immer gibt es etwas Interessantes zu sehen, diesmal sogar Emil Jannings, der zur Erstaufführung seines Films ‚Die Entlastung' gerade in Wien weilt."
Die Entlassung Bismarcks war für verschiedene Zeitgenossen allerdings eine fühlbare Entlastung.

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Stellvertreter: Betty Fiedler, Berlin — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 8 — Fernruf: 16 55 01. Postscheckkonto: Berlin 207 81 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N.Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 8,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0015
© Universitätsbibliothek Heidelberg

J 5442 m

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

DER LÄMMERGEIER

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0016
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Kladderadatsch

NUMMER 2 · 96. JAHRGANG · BERLIN, 10. JANUAR 1943 · PREIS 30 PF.

Akad. Lesehalle Heidelberg

DAS EUROPÄISCHE KONZERT

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0017
© Universitätsbibliothek Heidelberg

... bis zum letzten Franzosen

Nach der Ermordung Darlans erhebt sich die Frage, auf wie viele verschiedene Arten ein Franzose für England zu sterben vermag.

Überlegen wir die Antwort:

Zunächst starben Franzosen für England in dem Glauben, für Frankreich zu kämpfen. So war es in den ersten Monaten nach der französischen Kriegserklärung an Deutschland, die ja auch nur durch britisches Eingreifen zustande kam. Gewiß kämpften die Franzosen nicht allein, denn es gab schon ein britisches Expeditionskorps. Aber diese Tommies der ersten Kriegsmonate überließen den Poilus die Verteidigung der Maginotlinie, während sie selbst die Stellung am Montmartre und in seinen Nachtlokalen hielten. Es war die Zeit, in der das britische Expeditionskorps in Frankreich, begeistert über diese Form eines reizenden Krieges, den Entschluß faßte, einen solchen Krieg bis zum letzten Franzosen fortzuführen. Die Französinnen würden schon nicht alle werden.

In die Eintönigkeit dieser Form des französischen Opfers für England brachten die Monate der Ruhe im Westen interessante menschliche Varianten. Sie entstanden, weil sich britische Soldaten nicht immer erfolglos bemühten, die Lücken zu schließen, die französische Frontsoldaten in der Heimat hinterlassen hatten....

Eine ganz neue Form der einem Franzosen gegebenen Möglichkeit, für England zu sterben, brachte der große Westfeldzug im Jahre 1940. Hier hatten Franzosen die einzigartige Gelegenheit, die Flucht ihrer Verbündeten mit ihren Leibern zu decken. Dünkirchen ist das klassische Beispiel hierfür. Wenn überhaupt ein Teil des britischen Expeditionskorps zu entkommen vermochte, dann gelang ihm dies nur dank der französischen Deckung. Die Engländer haben diese Form des französischen Opfers niemals anerkannt, sondern waren empört darüber, daß die alleingelassenen Franzosen nur noch eine einzige deutsche Offensive überstanden, um dann zu kapitulieren. Aber die Welt wird die Deckung des britischen Rückzugs bei Dünkirchen durch französische Soldaten als das höchste Beispiel bundesgenössischer Treue werten.

Dieses höchste Opfer der Franzosen war jedoch nicht das letzte, das sie England bringen durften. Nach der Kapitulation Frankreichs bot England großzügig denen, die diese Kapitulation nicht mitmachen wollten, die Gelegenheit zum Heldentod für England in neuer Form. Zunächst durften sie sich bei Oran und Dakar von britischen Granaten zerreißen lassen. Sie starben unter der Trikolore, denn Englands Interesse verlangte, daß es keine französische Flotte mehr gab.

Dann durften Franzosen gegen Franzosen kämpfen, zum Beispiel in Syrien und in Madagaskar. Viele dachten darüber nach, auf welcher der beiden miteinander kämpfenden französischen Fronten Frankreich stand. Die meisten kamen zu keinem Ergebnis, weil Frankreich sich allzuoft versteckte und allzu lange schwieg. Alle aber waren sicher, über welcher der beiden französischen Linien der Union Jack wehte.

Die Liste der Todesarten, die England den Franzosen aufmachte, wurde länger und länger. Franzosen durften in den Städten ihrer Heimat von britischen Bomben getötet werden, und man verlangte von ihnen kurz vor dem Tode ein Dankgebet für britische Hilfe. Franzosen durften, aufgehetzt zum aktiven Widerstand gegen die Deutschen, als Attentäter die verwirkte Strafe erleiden. Aber sie mußten vor der Exekution dem Gott Englands danken, daß er ihnen Gelegenheit gab, ihren mißverstandenen Patriotismus zu bewähren.

Die letzte und bisher unübertroffen höchste Form des blutigen französischen Opfers für England aber ist der Tod von der Hand britischer Mörder.

Darlan hat die Liste dieses Kapitels eröffnet. Er fiel von der Kugel eines Mörders in britischem Auftrag. England leugnet nicht einmal, sondern gesteht seine Urheberschaft mit dürren Worten ein. Es verlangt, daß man auch den Sinn dieses Mordes begreife und ihn als ein Opfer verstehe, das für England gebracht werden mußte.

Franzosen starben in der Maginotlinie. Es geschah für England. Man mußte den britischen Gästen in Paris das Leben angenehm machen. Kein Opfer war für sie zu groß! — Franzosen starben für Dünkirchen. Nicht weinen, denn sie starben für England! — Franzosen starben in Mers el Kebir und Dakar. Sie starben, damit England ruhig schlafen konnte ohne sich Sorge machen zu müssen um das Schicksal der französischen Flotte. Französische Frauen und Kinder wurden von britischen Bomben zerrissen — für England. Französische Attentäter nahmen ihr Urteil hin — für England.

Französische Generäle und Admiräle brachen ihr Ehrenwort, verließen ihr Vaterland, ließen sich ausbürgern, führten Franzosen gegen Franzosen, enteigneten ihre Landsleute, gaben deren Besitz an britische und amerikanische Konsortien und nahmen den Fluch ihrer Heimat, ihres Vaterlandes sowie des Erdteils, aus dem sie stammten, auf sich. Sie taten dies alles für England.

Haben sie das alles getan, dann muß der Rest, der übrigbleibt, wenn ein Mann Ehre, Heimat, guten Ruf und Ziel verloren hat, sich physisch von britischen Mördern vernichten lassen.

Es ist ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben. Es ist bitter, für England zu sterben.

Hanton

Englisches Kriegslied

Siehste woll, da kimmt er
und Marokko nimmt er,
und er sagt, daß ers behält,
unser Freund der Roosevelt!
Uns macht Eisenhower
schon das Leben sauer,
und mit Murphy im Verein
kriegt er uns ganz klein!

Siehste woll, das ist er
und Australien frißt er.
Auch das treue Kanada
schwört bereits auf Franklin, ja
sogar fern am Indus,
bei den Sikhs und Hindus,
überall mischt er sich ein!
Ist das nicht gemein?!

Siehste woll, uns schluckt er,
denn bedrohlich guckt er
auch schon unsre Flotte an,
weil er die gut brauchen kann.
Wir auf unsrer Insel
sind die Einfaltspinsel,
und uns bleibt zum Schluß – oh, weh –
höchstens noch W. C.!

rolf.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0018

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Der jüdische Exgouverneur von New York Lehmann sagte: „Das USA.-Haus darf kein Schneckenhaus bleiben – es muß größer werden!"

DIE ÜBERGESCHNAPPTE SCHNECKE, DIE EIN ATLAS SEIN MÖCHTE

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0019

© Universitätsbibliothek Heidelberg

BILDER ohne Worte

FREUNDESHILFE

Kladderadatsch

CHRONIK

Kommentar überflüssig

„Sunday Dispatch", London, warnt vor den Mißverständnissen, die zwischen den Demokratien drohen, wenn man dem englischen Publikum noch länger die Ansichten verberge, die in den Vereinigten Staaten über das Empire herrschen. Das Blatt verlangt, daß dem englischen Publikum die Reserven mitgeteilt werden, die in Amerika hinsichtlich des Empire vorhanden sind. Vor diesen Dingen die Augen zu verschließen, sei eine gefährliche Vogel-Strauß-Politik.

*

„National Review", London, beklagt sich: „Amerikaner, die offen gegen England eingestellt sind, sind eine kleinere Gefahr für uns als solche, die von uns als ihren besten Freunden reden, um ungehindert ihre Giftpfeile versenden zu können."

Zu späte Erkenntnis

Die „Times", London, meint ärgerlich, vieles wäre Großbritannien erspart geblieben, hätte man sich rechtzeitig auf den totalen Krieg eingestellt.

Noch mehr wäre natürlich Großbritannien erspart geblieben, hätte es diesen Krieg nicht leichtfertig vom Zaune gebrochen. k. v.

Anpassung

Während in England bitter darüber Klage geführt wird, daß halbwüchsige Mädchen wie toll hinter den USA.-Soldaten her sind, beschwert man sich in den USA. bitter über die erhebliche Zunahme der Jugendverbrechen.

Warum denn die Aufregung? Das ist doch nur eine allmähliche Anpassung an die dort soviel gepriesenen (sowjet)paradiesischen Zustände! h. k.

Ausschaltung lästiger Zwischeninstanzen

Mister Roosevelt bereitet eine große Agitationsrede vor, in der er seine Pläne für die sogenannten „befreiten Länder" entwikkeln will.

In Zukunft wird die beglückendste Freiheit in diesen Ländern herrschen. Die Völkr brauchen nur noch einem zu gehorchen, nämlich — ihm. Könige und Staatspräsidenten können sie sich ersparen. w. p.

GEBT FEUER!

Die Negertänzerin Josephine Baker wurde zur Unterhaltung der USA.-Truppen nach Marrakesch geholt.

Runde, schlanke, schwarze Beine
zeigt im grellen Lampenscheine
bloß und nackt — als kleiner Schäker —
Fräulein Josephine Baker.

Fettig glänzen Negerlippen,
Brüste taumeln auf den Rippen
bei des Tanzes wildem Schwanken,
und der Bauch gerät ins Wanken.

Weiter werden die Pupillen
derer, die den Tanzsaal füllen.
Hei, das Herz geht im Triumphe,
— Siegerwahn wächst da im Sumpfe.

Dies erkannt' mit frohem Schauer
auch der „Feldherr" Eisenhower.
Darum schrie der Stolze, Kühne
sehnsuchtsvoll nach Josephine.

Zur Erhitzung der Arterien
tanzt sie nunmehr in Algerien.
Hoch das Bein, den Rock schön heben!
Die Kultur, denkt dran, soll leben!

Willi Pactsch

Ohnmacht 2. Ranges

„Hapers Magazine" schreibt: „Mit einer gewissen Resignation erkennt man, daß England unter allen Umständen, selbst im günstigsten Falle, zu einer Macht zweiten Ranges werden wird."

Macht ist wohl zuviel gesagt. p. b.

Berliner Gespräch

„Wenn Roosevelt und Churchill mal wieder zusammenkämen, denn könnten se 'n feinen Schkat machen. Da wäre een Riesenjrang nach 'n andern fällig."

„Woso denn det?"

„Na — jeder würde doch immer ‚mit zwee Buben' aus Französisch-Afrika spielen!" l. s.

So ist es

Die „New York Times" meint, Roosevelt habe schon gewichtige Gründe gehabt, um die Verluste bei Pearl Harbour nicht bekanntzugeben.

Wenn ein Zauberer seine Tricks verrät, ist er eben kein Zauberer mehr. p. b.

Ungalantes aus USA.

„Mir scheint, du willst mit Frau Roosevelt wetteifern, Katherine . . ." — „Wieso?" — „Nun, sie fällt uns allmählich auf die Nerven . . ."

Tüchtig!

Der britische Botschafter in Washington, Halifax, sagt: „Die Kriegslage Englands und der USA. ist weit ungünstiger geworden, als sie noch vor einem Jahre war."

Um das festzustellen, haben sie so lange Zeit gebraucht? a. s.

Schweres Opfer

In den USA. ist der Jahrestag des japanischen Kriegseintritts zum „Tag des Schweigens" erklärt worden.

Wie uns gemeldet wird, hat Roosevelt erst nach langem Sträuben dazu gebracht werden können, seine Einwilligung hierzu zu geben. Er soll geäußert haben, daß er ja einmal einen Tag lang schweigen könne — aber einen ganzen Tag nicht lügen zu dürfen, sei sehr hart für ihn. l. s.

Selbsterkenntnis

Bei einer Veranstaltung des „Ausschusses für öffentliche Sittlichkeit" in London erklärte Lord Elton, wie „Daily Sketch" berichtet, daß England nicht eher siegen könne, als bis es sich selbst zu einer Moral durchgerungen habe, die die Voraussetzung zur Führung anderer Völker sei.

Da scheint der Verein noch nicht viel Mitglieder zu haben, denn die Geschichte beweist, daß nicht erst der Krieg die niedrigsten englischen Leidenschaften entfacht hat. a. s.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0020
© Universitätsbibliothek Heidelberg

„Oh, kuck mal, Mutti, unsre Tante aus Amerika!“

Vergebliche Liebesmühe
Englische Flieger warfen auf einige Schweizer Ortschaften Brandbomben ab.
Das dürfte aber noch nicht genügen, um den Schweizern ein Licht über die Neutralitätsauffassung Englands aufzustecken. k. v.

Hoher Besuch
Der amerikanische Finanzminister Morgenthau weilte in London.
Er wollte nur an Ort und Stelle feststellen, was er für den ganzen britischen „Totalausverkauf zu herabgesetzten Preisen“ im Ramsch bieten kann. h. k.

Aus Churchills Hühnerhof

Ein Cripps benannter roter Gockel
fiel von dem populären Sockel;
weil er in Delhi so versagt,
hat ihn der Churchill fortgejagt.
Als Trompeter der Morgenröte
im „Vorsitz gegen U-Boot-Nöte“
hat er nun bald GANZ ausgekräht,
— — — — — — —
was Winston sehr bedauern tät.
tt.

Der Gefangene
Ein englisches Blatt meint, manchmal wisse Churchill nicht aus noch ein.
Früher wußte er wenigstens noch manchmal aus, aber das ist nun auch vorbei. p. b.

Hohe Zahlen
Im Laufe des Finanzjahres, das am 30. Juni 1943 zu Ende geht, werden sich die Kriegsausgaben der USA. auf 74 Milliarden Dollar belaufen.
Das sind aber auch die einzigen phantastischen Zahlen, die von all den vielen angegebenen einigermaßen stimmen! h. k.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0021
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Steckbriefe

WILLIAM PHILIPS

In Indien hat sich eingestellt
ein Statthalter von Roosevelt,
„was mag er", fragt John Bull, „im Schilde führen?" –
Kassieren, intrigieren, profitieren!
Der eine zahlt, der andere frißt –
Wie das so unter Gaunern ist!

NEGRIN

Den roten Bandenchef Negrin
zieht es mit Macht nach Spanien hin.
Mit Roosevelt will er dort gerne landen. –
Gut! Galgenholz ist sicher noch vorhanden!

BATISTA

Batista, Präsident von Kuba,
bläst laut in die Reklame-Tuba.
„Auf, überfallt neutrales Land!", so schreit er,
jedoch die Erde dreht sich ruhig weiter.
Denn jeder weiß es ja: Im neuen Spanien
greift Roosevelt in glühende Kastanien!

– eve –

Kladderadatsch

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

Die Angst vor dem K. o.

Das Leitmotiv der angelsächsisch-plutokratischen Agitation scheint ein alter Couplet-Kehrreim von Otto Reutter zu sein: „Man wird ja soo bescheiden!" — Wo man vor ein paar Jahren noch dicke Töne redete über die Blockade, durch die man den bösen Nazis den entscheidenden K. o. verpassen würde, da bricht man schon in Jubelgeschrei aus, wenn man, schwer angeschlagen, gerade so eben noch über die Runde gekommen ist. Aber man weiß auch, daß es Treffer gibt, die sich im Laufe des Kampfes immer stärker auswirken. Das sind zum Beispiel die ständig wachsenden Tonnageverluste. Wenn man vielleicht auch im Augenblick durch den Einsatz alles dessen, was man an Seelenverkäufern und schwimmenden Särgen in der Alten und der Neuen Welt aufgabeln konnte, die akute Todesgefahr für die nächsten Sekunden abzuwenden vermochte, so fühlt man da drüben doch ganz genau, wie schwach man auf den Beinen ist. Deshalb lebt man in ständiger Angst vor dem endgültigen Niederschlag.

Weil das so ist, erscheint ein Histörchen, das uns aus Südafrika berichtet wird, geradezu als Symbol. Dort hat nämlich der feine Herr Smuts dem Boxer Robby Leibnand den Prozeß machen lassen, weil besagter Faustkämpfer angeblich ein Staatsfeind ist. Tatsächlich jedoch hat der starke Robby lediglich laut und lebhaft Herrn Smuts kritisiert. Wenn nun auch so ein alter Herr trotz aller seiner Charakterdefekte gewiß kein Objekt für den Tatendrang eines Boxers ist, so scheint Herr Smuts doch zu fürchten, Leibnand könne von der Kritik zur Brachialgewalt übergehen. Aber ist er deshalb ein Staatsfeind? — Wenn die südafrikanischen Gerichte ihn für einen solchen erklären sollten, dann bedeutete das nicht mehr und nicht weniger, als daß ein einziger Kinnhaken das ganze schmutzige System über den Haufen zu werfen imstande ist. Herr Smuts ist in mehr als einer Beziehung repräsentativ für den geistigen und moralischen Zustand des Empire. Aber mit dieser Angst vor dem Knockout hat er sich doch selbst übertroffen.

Zweimal Kritik

Man sollte es nicht für möglich halten, und wenn es nicht die alte Tratsch-Tante „News Chronicle" persönlich wäre, die uns das berichtet, so würden wir biederen Kladderadatscher uns ganz einfach weigern, die Nachricht für bare Münze zu nehmen, daß in Gottes eigenem Land die Kritik an Eleanor Roosevelt von Tag zu Tag wächst. Völlig unverständlich erscheint uns vor allem die Frage, die — nach Meldung des genannten Blattes — viele US.-Amerikaner neuerdings stellen: „Ist die großmäulige und -zähnige Frau Eleanor vielleicht der eigentliche Präsident der Staaten?" Das heißt: Es ist nicht der Inhalt dieser Frage, was uns verblüfft, sondern mehr die Tatsache, daß sie überhaupt gestellt wird. Denn einer so krausen „Logik", wie sie die sogenannten Gedankengänge Franklin Delanos charakterisiert, ist selbst ein männlicher Kretin kaum fähig. So etwas kann nur eine „lady" aushecken, jene anglo-amerikanische Degeneration des Weibes, deren geradezu imponierende Reizlosigkeit von fanatischen Puritanern erfunden zu sein scheint, mit dem ausgesprochenen Zweck, die sündhafte Fortpflanzung des Menschengeschlechts zu verhindern. Zwar hat einer der Kriegsproduktionshäuptlinge des Gangsters Roosevelt kürzlich dem amerikanischen Volk mitgeteilt, es müsse seine Zivilisation um mehrere Jahrzehnte zurückschrauben, aber es ist zu befürchten, daß es sich da um leere Versprechungen handelt, und daß man bei jener „Hirntrust-Kultur" bleiben wird, die aus Weibern Politiker und aus Politiker alte Weiber gemacht hat. Den tieferen Grund für jene Versprechungen des stellvertretenden Leiters des USA.-Kriegsproduktionsamtes verrät übrigens gleichfalls jene Veröffentlichung von „News Chronicle". Da heißt es nämlich, Eleanor falle ihren „Untertanen" von Tag zu Tag mehr auf die Nerven, und es liegt auf der Hand, daß man den durch Zeitungsartikel und Rundfunkvorträge der Raffzähnigen schwer mißhandelten Yankeenerven mit dem Versprechen, diese Art von Zivilisation abzubauen, ein Beruhigungspulver verabreichen wollte. Denn Eleanor und die Wahrheit über Pearl Harbour — das ist selbst für einen „Kulturträger" zuviel, dessen Freizeitgestaltung im Verüben von Lynchmorden an den „schwarzen Brüdern" der ersten Lady des Landes besteht. — Nur eine läßt sich durch dergleichen Bagatellen wie die öffentliche Meinung in ihrer demokratischen Würde nicht erschüttern, Eleanor selbst. Vermutlich meint sie, wenn ihr schon jede Menschenähnlichkeit abgehe, dann sei sie eben gottähnlich. Und vom Standpunkt ihrer eingebildeten Gottähnlichkeit aus kritisiert sie denn auch sarkastisch die neuen Habe-

WUNDER

Daß Bäume blühen und Himmel sich spannt,
daß Vögel singen und Menschen werden,
täglich und stündlich geschieht es auf Erden, —
ihr aber hastet nach „Wundern" durchs Land.
Ein Elefant, der Hühner gebiert,
ein Sperling, der wie ein Löwe schreit —
das ist's, wonach ihr so emsig giert!
denn Wunder ist euch — Gesetzlosigkeit.

Ernst Ludwig Schellenberg

nichtse auf der britischen Insel. Sie verbreitet durch Wort und Schrift, daß sie die „Kriegsdiät" der Engländer fade findet. — Der „Kladderadatsch" ist gewiß über den Verdacht erhaben, den Piraten jenseits des Kanals irgendwelche Sympathie entgegen zu bringen, aber wenn sie sich jetzt verspotten lassen müssen, weil sie infolge eines Krieges, den sie auf Grund trügerischer Versprechungen des Weißhäuslers begannen, nicht mehr satt zu essen haben, ist das doch ein starkes Stück!

Attlee und das Plagiat

Herr Attlee, zur Zeit britischer Minister für etwas, das es nicht mehr gibt, nämlich Kolonien, ist neulich wieder einmal durch parlamentarische Interpellanten in Verlegenheit gebracht worden. Man wollte wissen, warum denn nicht endlich ein Empirekriegsrat ins Leben gerufen werde, der dem direktionslosen Fortwursteln ein Ende mache.

Attlee erwiderte, ein solcher Kriegsrat sei ein Ding der Unmöglichkeit, weil nämlich eine Massenversammlung nicht imstande sei, einen Krieg zu leiten.

Herr Attlee hat recht — schade nur, daß sein lichtvolles Argument ohne Quellenangabe von dem berühmten Antidemokraten G. K. Chesterton entlehnt ist: „Wenn ein Haus brennt, muß einer die Feuerwehr anrufen; eine Massenversammlung kann nicht telephonieren." — Die Tempelhüter der Demokratie erwehren sich des Parlaments mit Plagiaten an ihren Feinden! — „Weit gebracht!" möchte man da sagen. – jev. –

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0022

© Universitätsbibliothek Heidelberg

DER NEUE „GEBETSRUFER“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0023
© Universitätsbibliothek Heidelberg

USA. sucht Mannschaft für seine

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0024

© Universitätsbibliothek Heidelberg

ft für seine schwimmenden Särge

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0025

© Universitätsbibliothek Heidelberg

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG

„Ängstlich zu sinnen
und zu denken,
was man hätte tun können,
ist das übelste,
was man tun kann."

LOB DER DINGE

Von

Heinrich Noeren

Seit ich heller durchdringe
Menschenwesen im Sein,
wurden heiliger Dinge:
Brot zum Beispiel und Wein.

Menschen machen sich schuldig
durch ihren bösen Drang.
Dinge bleiben geduldig,
gut wie an Gott ein Dank.

Menschen werden so einsam,
einer dem andern fremd,
ferner noch, wenn sie gemeinsam
liegen im Leichenhemd.

Brot aber läßt sich brechen,
brüderlich mischen mit Wein.
Mensch, wann wagst du zu sprechen
selig Dinge, die dein?

Lern wie das Ding auch lieben,
das dir gehört und bloß
dienend gehorsam geblieben,
gläubig gut und groß!

Nicht doch, nicht doch!

Sprichwörter sind etwas Schönes! Ganz gewiß! Kein Mensch wird das bestreiten. Manche sind sogar so schön, daß übereifrige Philologen markige Spruchweisheiten von Theodor Storm schnell noch in die gesammelten Werke eines erfreulicherweise noch lebenden deutschen Dichters aufgenommen haben. Da wird denn nun in hundert Jahren ein Literaturbeflissener, dem die sofort erfolgte Richtigstellung entgangen ist, Gelegenheit haben, tiefgründige Untersuchungen über das Warum, Wieso und Wann anzustellen. Wie gesagt: Sprichwörter sind etwas Schönes, auch jene Stormsche Weisheit von der goldnen Rücksichtslosigkeit. Ich erwähne gerade diese mit Vorbedacht, denn ich möchte von ihr Gebrauch machen, um gegen die blecherne, bleierne — auf jeden Fall unedle — Rücksichtslosigkeit ein Wörtchen zu sagen.

Haben Sie keine Angst vor einer Moralpredigt. Die ist im „Kladderadatsch" nicht beliebt. Der „Kladderadatsch" ist nämlich ein Witzblatt, und er ist sogar stolz darauf. Er hält Witz für nichts Ehrenrühriges und Heiterkeit nicht für unfein. Aber er möchte jene Art von Witz pflegen, die Goethe dem Georg Christoph Lichtenberg nachgerühmt hat: „Wo er einen Witz macht, liegt ein Problem verborgen." — Und — wer weiß — wenn manch einer, dem mancher Witz nicht gleich eingeht, versuchte, uns auf das Problem zu kommen, vielleicht würde er dann von uns nicht die Lösung ganz unwitziger Probleme verlangen: die richtige Betonung ungarischer Vornamen würde er nicht von uns heischen und er würde vorurteilslos genug sein, bei der zeichnerischen Darstellung von USA.-Girls sich weniger Gedanken über den „Kladderadatsch" zu machen, als vielmehr über jene Welt, in der die Girls so vorurteilslos sind, wie unsere Satire sie darstellt. Aber — das nur ganz nebenbei. Davon wollte ich gar nicht reden. Das ist mir nur so herausgerutscht. — Allerdings gehört es zum Thema, zum Thema Nervosität. — Nervosität ist etwas Herrliches, beinahe etwas so Vortreffliches wie Filzpantoffeln. Man kann es sich so wundervoll bequem darin machen und braucht nicht mal einen Bezugschein. Wenn die Gelehrten nicht schon vor Jahr und Tag die Nervosität entdeckt hätten, müßte das schleunigst nachgeholt werden. Nervosität ist — ja, wie sag ich es am besten — Nervosität ist so, als ob man sonntags ohne Kragen frühstückt. Sie hat etwas ungemein Beruhigendes. — — Ich höre jetzt schon im Geiste die Stimmen derjenigen, die an ihm zweifeln — an meinem Geist nämlich —, und die meine sinnigen Sätze für groben Unfug erklären. Aber dennoch habe ich recht: Nervosität hat etwas ungemein Beruhigendes. Sie entlastet moralisch. Wenn beispielsweise der Kaufmann Meier die Kundin Schulze angeschnauzt hat und die Kundin Schulze findet das unpassend, dann tröstet sich Meier damit, daß selbigte eben sehr nervös sei, und — wenn das Argument nicht durchschlägt — dann nimmt er die Nervosität leichten Herzens auf sich. Dann war eben er nervös, und sie soll nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen. Damit ist der Fall erledigt, der Mann ist weiter grob, die Frau hingegen flegelt nun ihrerseits ihren Tomatenhändler an, der ihr gar nichts getan hat. Sie darf das ja, sie ist ja nervös. Wenn sie am Spittelmarkt aus der Untergrundbahn steigen will, beginnt sie eine halbe Stunde vorher, sich durch die Menge der im Gang Stehenden zu winden, dem einen Vordermann eine Beule in die Schuhkappe zu treten, den andern wie ein Dackel am Mantel zu kratzen und dergleichen Lustbarkeit mehr zu betreiben. Darf sie ja — ist ja nervös! Ist das nicht herrlich?

Oder wenn Sie in ein Büro kommen, aus dem vor vierzehn Tagen ein Brief an Sie abgegangen sein soll, und es stellt sich heraus, daß er friedlich auf einem Schreibtisch schlummert, dann ist der Schreibtisch-Inhaber böse — nicht, weil er den Brief verbummelt hat, sondern weil Sie danach fragen. Er ist nämlich überlastet und infolgedessen nervös, und weil er nervös ist, dürfen Sie nicht nach Ihrem Brief fragen. Ist das nicht herrlich? — Aber merkwürdigerweise sind Sie selbst auch nervös, und infolgedessen sagen Sie, wenn der Mann am Schreibtisch so überlastet sei, dann brauche er nicht in der Geschäftszeit zu frühstücken. Wahrscheinlich sammele er während der übrigen Dienststunden Schmetterlinge, oder er züchte Briefmarken, und das Unternehmen sei kein Büro, sondern ein Affenstall. Eigentlich dürften Sie das nicht sagen, aber weil Sie nervös sind, dürfen Sie das! Nur, leider, hält jeder seine Nervosität für allein berechtigt, und so entsteht dann ein reizender, kleiner Krach. Dieser Krach wiederum hat zur Folge, daß ihr beide hinterher erklärt, der ewige Krach mache euch ganz nervös, und ihr wäret eben völlig überlastet und überhaupt — — — Ist das nicht beruhigend? — Nein, es ist viel, viel mehr als nur beruhigend — es ist ein Freibrief. Nervöse brauchen nichts und dürfen alles tun. Es ist ihnen gestattet, alles übelzunehmen, was sie nicht gleich begreifen können, es ist ihnen erlaubt, eine fremde Meinung für eine persönliche Beleidigung und eine Geschmacksfrage für ein Moralproblem zu halten. Ist das nicht beruhigend?! — Ja, meine Lieben, es ist viel zu beruhigend, es ist eine unerlaubte Vereinfachung und Erschwerung des Lebens! — Während ich diese Zeilen schreibe, klingt von irgendwoher eine Schallplatte, auf der eine Frau, die bislang ein Schlagerlied mit Worten gesungen hat, die immerhin der Menschenrede entstammten, plötzlich in rauhen Kehllauten schreit „Tjäää — dideldadeltjä — uuuh — dadeldudeltjääääh!" — Wenn ich nun so nervös mich gebärdete, wie ich leider bin, dann müßte ich ein Hackebeilchen nehmen und dem Schall ein Ende bereiten. Ich dürfte das, ich bin ja nervös. Aber ich sage mir das, was ich über diese Betrachtung geschrieben habe: „Nicht doch, nicht doch!" —

Die Sache ist nämlich die: daß im vierten Kriegsjahr ein anständiger Mensch nicht faulenzt, ist doch wohl selbstverständlich! Daß er mehr arbeitet, als er in Friedenszeiten nötig hatte, wollen wir stark hoffen. Er soll uns aber um des Himmels willen mit seiner „Überlastung" verschonen. Davon kann er später wieder reden, wenn er seinem Chef imponieren will oder seiner Freundin. Dann mag er sein Pläsierchen haben. Aber jetzt kommt es drauf an, daß wir dem Tommy imponieren und dem Yankee, denen aber nachdrücklich.

Daß wir alle großartige Kerle sind, setzen wir unter uns voraus! Und das neckische Gesellschaftsspiel „Nervosität" wollen wir bis auf die Zeit nach dem Sieg vertagen. Die Wandspruch- und Schmuckkachelindustrie steht in Blüte. Sie sollte einen Talisman für fortgeschrittene Nervöse auf den Markt werfen. Darauf müßte stehen: „Nicht doch, nicht doch!" — Noch besser aber: Verzichtet auf die Kacheln und schreibt's euch hinter die Ohren!

rosi

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0026
© Universitätsbibliothek Heidelberg

UNCLE SAM:

„Gib mir ruhig auch deinen Turban her, ich bin ganz ohne Vorurteil ... Unter diesem Hut wird es dir gut gehn!“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0027

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

KARL SCHÖNBÖCK

Mancher Leser wird erstaunt fragen, wenn er den Namen Karl Schönböck über diesem Schauspielerbild liest: „Wie kommt denn der in den Kladderadatsch?" — Dieses Erstaunen erscheint zunächst berechtigt, denn man hat diesen Schauspieler meistens nur als geschniegelten Kavalier in sogenannten „Salonrollen" gesehen. Aber, wenn man nur das gesehen hat, dann war an dieser Betrachtung das innere Auge unbeteiligt. Denn aus vielen kleinen Zügen auch dieser Rollen sprach doch schon viel echter Humor. Wenn Schönböck hinreißend dümmlich einen gespreizten, unnatürlichen Opernstar „hinlegte", so steckte darin eine kräftige Dosis Satire, die sich unter Hintansetzung darstellerischer Eitelkeit betätigte. Denn dieser Darsteller könnte auch einen echten, durchaus nicht parodistisch angelegten, herzenbrechenden Bonvivant spielen.

Aber was eigentlich in ihm steckt, das bewies er durch seine schlechthin großartige Leistung in dem Film „Casanova heiratet!" Wenn er da in der kurzen Wichs durch die Gebirgslandschaft stapfte, war er das, was er eigentlich immer spielen müßte: der überlegen-heitere, urwüchsige Naturbursch, kein Hinterwäldler etwa, sondern durchaus ein Kerl, der in die große Welt paßt, aber dennoch ein Mensch, der über dem mätzchenhaften Getue der Vielzuvielen steht.

Ich muß bekennen, daß die mühelose Sicherheit, mit der er die beiden Kontrastwelten des Theaters und des Bergbauernhofes durchmaß und ausfüllte, mich eigentlich erst richtig von dem Umfang der Begabung Karl Schönböcks überzeugt hat.

Um so lieber habe ich ihn dann aber unter unsere besonderen Lieblinge eingereiht, und deshalb steht hier im „Kladderadatsch" sein Porträt.

Rolf Sievers

Im Rampenlicht...

HAST DU TÖNE?

Wagner-Anekdoten sind verhältnismäßig selten, die wenigen, die es gibt, sind aber um so besser und sollen deshalb hier erzählt werden.

Als Wagner in den siebziger Jahren in Wien einige Konzerte zugunsten des Festspielhaus-Fonds dirigierte, fühlte sich Johann Herbeck, der Direktor der Hofoper, genötigt, dem Meister irgendeine Aufmerksamkeit zu erweisen. So erschien er denn eines Tages bei ihm mit der Anfrage, ob er einen österreichischen Orden haben wolle. „Nein!", rief Wagner wütend, „Orden können Sie sich sparen! Aber wenn die Wiener Hofoper endlich einmal anständige Tantiemen zahlen würde, dann wäre das eine Auszeichnung für Sie selbst!" — Zornig ging der Bayreuther Meister zur Probe, die für die Aufführung von Fragmenten des damals noch unaufgeführten „Ringes" angesetzt war, und da mußte er denn erleben, daß selbst die Wiener Philharmoniker nicht so ohne weiteres mit seiner Instrumentation fertig wurden. Insbesondere machte den Geigern der Walküren-Ritt große Schwierigkeiten. Wagner probierte und probierte — aber schließlich wußte er sich nicht mehr zu helfen. Er unterbrach die Probe und sagte mit Leichenbittermiene: „Aber bitte, meine Herren, quälen Sie sich doch nicht so! Es muß ja nicht jede Note kommen! Vielleicht verteilen Sie die Sache so, daß der eine die Passage übernimmt, die der andere nicht trifft, und der andere wieder die Läufe, die dem ersten nicht gelingen. So wird am Ende doch noch alles herauskommen, was ich geschrieben habe." — Das wollten die Mitglieder des berühmten Orchesters nicht auf sich sitzen lassen. Jeder gab sein Bestes, und so klappte denn schließlich doch noch alles. — Wenigstens alles, was das Orchester zu bieten hatte. Die Solistin des Konzerts aber, Amalie Materna, die später die Partie der Brünhilde kreierte, kam abgespannt von den Proben zur Uraufführung der Goldmarkschen Oper „Die Königin von Saba" und wollte, um ihre Stimme nicht zu überanstrengen, den Gesangspart in der Konzertprobe nur markieren. Aber Wagner klopfte nach ein paar Takten ab und rief aufs Podium hinauf: „Bitte bei mir nicht markieren! Wenn es denn durchaus sein muß, goldmarkieren Sie doch in der Oper!" —

Als Felix Mottl, der nachmalig berühmte Wagnerdirigent, noch bei der „Musikalischen Assistenz" in Bayreuth mitwirkte, hatte er gerade seine erste Oper „Agnes Bernauer" beendet. Wagner hatte davon erfahren, und um dem pflichtgetreuen Mitarbeiter eine Freude zu machen, erkundigte er sich teilnahmsvoll nach dem Werk. Mottl bat, dem Meister die Partitur vorlegen zu dürfen, aber Wagner wollte zunächst das Textbuch lesen. Nachdem das geschehen war, gab er es Mottl zurück und sagte im gemütlichen Sächsisch: „Da ham Se Ihr Textbuch wieder! Ich find's scheißlich!" — „Aber die Partitur", wendete Mottl kleinlaut ein, „vielleicht sehen Sie die einmal durch!" „Nee, nee!", wehrte Wagner ab, „die geben Se man lieber Liszt. Von Musik verstehe ich nischt!" — Als Cosimas Tochter Blandine in Bayreuth getraut wurde, hielt der Pfarrer eine besonders schöne und besonders lange Ansprache. Wagner rückte unruhig auf der harten Kirchenbank hin und her, und als die Zeremonie zu Ende war, sagte er seufzend zu den Freunden, die ihn begleitet hatten: „Meine Frau spart immer am falschen Ende! Hätte sie dem guten Pastor ein anständiges Honorar gezahlt — der Mann hätte ganz bestimmt nicht so lange gepredigt!" — Als der „Parsifal" uraufgeführt werden sollte, hatten die Proben eine selbst für Bayreuther Verhältnisse ungewöhnliche Dauer angenommen. Um nun das leibliche Wohl der Mitwirkenden nicht zu vernachlässigen, hatte Wagner mit dem Pächter des Wirtschaftsbetriebes auf dem Festspielhügel vereinbart, daß der für alle Mitglieder der Spielgemeinschaft und des Orchesters ein preiswertes Essen stellen sollte. In Unkenntnis dieser Abmachung hatte aber Professor Strauß, Orchestervorstand der Münchener Hofoper und Vater von Richard Strauß, für seine Kollegen in einer andern Gastwirtschaft einen ständigen Mittagstisch bestellt und auch schon bezahlt — und zwar absichtlich nicht auf dem Festspielhügel, damit sie wenigstens während der Tischzeit dem Theater fern sein könnten. Wagner nahm das zunächst sehr übel, aber dann schimpfte er in komischer Verzweiflung los: „Na, meinetwegen! Macht das, wie es euch paßt! Freßt eure sauren Gurken, wo ihr wollt! Ich habe es jedenfalls gut mit euch gemeint!" — Den rauhen, aber herzlichen Ton nahm niemand übel, denn jeder wußte ja, wie es gemeint war.

HOMER

Stieg ein Gott
aus Himmeln Griechenlands
lächelnd nieder,
brachte edelsteingeziert
eine Schale schönster Lieder.

Tönte draus Gesang,
daß der Erdkreis bang
zagend wie verzaubert fragte,
ob nach solchem Klang
je ein Zweiter
noch zu singen wagte.

Als die Menschen dann
hochgeehrt, beglückt
alle wissen wollten: Wer . . .?
kam es wie ein Ruf in Stürmen
sonnbeglänztem Meer entbrandet
aus der Götter Mund: Homer.

Erwin von Delft

Da wir gerade vom rauhen, aber herzlichen Ton sprechen, muß ein Dokument hier zitiert werden, das wohl zu den klassischen Musterbeispielen des groben Briefes gerechnet werden kann. Es ist an einen Theaterdirektor gerichtet und hat folgenden Wortlaut:

„Entsprechend Geschätzter!

Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie die Güte hätten, sich einen stärkeren Bindfaden um Ihren langen Hals zu schlingen. Wenn Sie dann noch ein übriges tun wollen, hängen Sie sich an dieser Kravatte freischwebend auf. Sie würden damit sehr beglücken

Ihren dankbaren
Hans v. Bülow."

Weimar, im Dezember 1852.

Tja — so sind die Musiker! Müssen Musiker so sein? — Je nach Temperament und Laune antwortet man darauf: „Ja, ja, das heitere Künstlervölkchen!" oder man fragt: „Hast du Töne!"

rs–rs.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0028
© Universitätsbibliothek Heidelberg

t . . .

art immer am
guten Pastor
zahlt — der
icht so lange
fal" uraufge-
e Proben eine
sse ungewöhn-
nun das leib-
nicht zu ver-
it dem Päch-
uf dem Fest-
der für alle
haft und des
Essen stellen
Abmachung
Orchestervor-
r und Vater
Kollegen in
einen ständi-
auch schon
ch nicht auf
wenigstens
ater fern sein
unächst sehr
in komischer

ds

r.

gte,

.?
nen
randet
er.
von Delftt

egen! Macht
eure sauren
es jedenfalls
rauhen, aber
übel, denn
t war.

er herzlichen
ent hier zi-
klassischen
iefes gerech-
nen Theater-
enden Wort-

er!
n, wenn Sie
rkeren Bind-
u schlingen.
tun wollen,
avatte frei-
mit sehr be-

v. Bülow."

sen Musiker
t und Laune
das heitere
ragt: „Hast
rs-rs.

CHARLIE CHAPLIN KANN NICHT MEHR UNTÄTIG ZUSEHEN

Er schickt seine Doubles zum Militär

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0029

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Gehirn nicht nötig

Die folgende Geschichte wurde gern von König Eduard VII. von England als Tatsache erzählt:

Gegen Ende des Burenkrieges wurde ein englischer Offizier mit einer komplizierten Kopfverletzung nach England gebracht, um dort von dem Leibarzt des Königs, Frederick Treves, operiert zu werden. Der Arzt meißelte ihm die Schädeldecke auf und stellte fest, daß das Gehirn in erheblichem Maße angegriffen sei, so daß er einen Teil der Gehirnmasse entfernen mußte.

Wider alles Erwarten erholte sich der Patient von diesem schweren Eingriff. Treves wollte ihm nach der Genesung schonend beibringen, daß er seinen Beruf in Zukunft wohl nicht mehr werde ausüben können. „Das ist halb so schlimm, wie Sie denken", erwiderte da der Offizier, einen Brief in der Hand schwenkend. „Ich brauche mein Gehirn eigentlich nicht mehr. Ich bin nämlich soeben ins Kriegsministerium berufen worden." h. r.

Die doppelte Sphinx

Als 1897 der neuernannte Staatssekretär des Äußern Bülow zum erstenmal von seiner Gattin in den Amtsräumen besucht worden war und danach mit ihr die Freitreppe hinabstieg, deutete die Frau verwundert auf die beiden Sphinxen, die dort mit unergründlich rätselhaftem Blick den Ein- und Ausgang bewachten.

„Was bedeuten diese Dinger hier?"

„Sie sind das Doppeldenkmal für den Geheimrat von Holstein!" erwiderte der Gatte ihr mit leiser, wissender Stimme. g. n.

Reklame in USA.

„Ich bin entsetzt, Ruth, daß unsere Freundin Ethel so dumm war, einen Ehebruch zu begehen, und nun ist sie schuldig geschieden worden. Ihr reicher Mann braucht ihr keinen Cent Abfindung zu geben."

„Ja, aber Ethel ist trotzdem nicht schlecht dabei gefahren. Sie hat nämlich den Ehebruch heimlich filmen lassen und das Vorführungsrecht zu Reklamezwecken an eine Damenunterwäsche-Fabrik für 50 000 Dollar verkauft." k. v.

Freundliche Zustimmung

Eine Künstlerin, die sich nicht nur im Film, sondern auch privat ganz jung gab und versuchte, fast Jahrzehnte ihres Lebens auszuradieren, sagte einmal zu einer Kollegin: „Vorige Woche traf ich zufällig einen lieben Jugendfreund, wir haben in der Freude des Wiedersehens fast die ganze Nacht durchbummelt."

Die Kollegin lächelte. „Ja, ja, es gibt schon noch rüstige alte Herren", sagte sie. k. v.

Tugend — englisch kalkuliert

Der reiche Lord N. war verzaubert von der Schönheit einer Schauspielerin, hörte aber, daß sie unnahbar sei.

Darauf sandte er ihr monatlich 50 Guineen und schrieb beim erstenmal dazu: „Man hat mir gesagt, daß Sie sehr tugendhaft seien und es zu bleiben wünschten. Damit Sie es auch können, sende ich Ihnen von jetzt ab jeden Monat 50 Guineen. Sollten Sie jedoch Ihre Meinung einmal ändern, so bitte ich, mir den Vorzug zu geben. Ich zahle Ihnen dann jeden Monat 100 Guineen." h. r.

Wrangel beim Sultan

Als der alte Wrangel von einem Besuch in der Türkei nach Berlin zurückkehrte, wurde er von seinen Freunden gefragt, was er in Konstantinopel alles zu sehen bekommen hätte. Auch der König wollte es genau wissen und fragte:

„Hat Ihnen der Sultan auch alles gezeigt?"

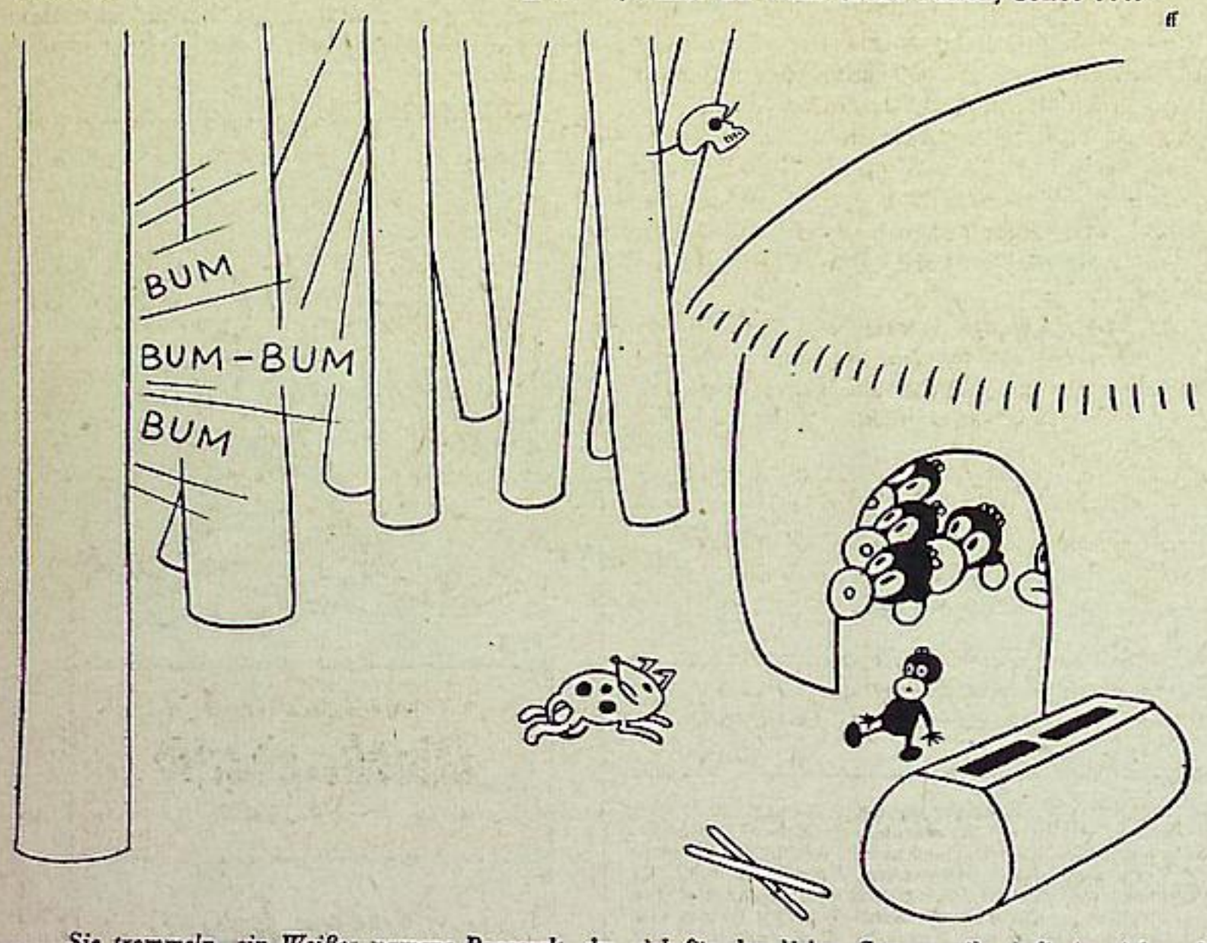
„Alles, Majestät", versicherte der alte Generalfeldmarschall.

Aber der König ließ nicht locker. „Auch den Harem?" fragte er.

Wrangel wandte sich zur Seite: „Nee, Majestät, da hat er mir überschätzt." Woge.

Ein Wort von Liliencron

Detlev von Liliencron wurde einmal gefragt, warum er in seinen Dichtungen so offensichtlich sparsam mit Ausrufungszeichen umginge. „Tja", antwortete der Dichter, „gegen diese Dinger habe ich tatsächlich eine ausgesprochene Abneigung. Ich muß da immer an das gräßliche Ausrufungszeichen denken, was manchmal auf Grabsteinen steht, wenn es heißt: ‚Ruhe sanft!' Das kommt mir so vor, als wollte man sagen: ‚Willst du wohl sanft ruhen, sonst ...!'" ff



„... Sie trommeln, ein Weißer namens Roosevelt, der sich für den lieben Gott ausgibt, befindet sich auf dem Marsch nach Berlin und wird unsere Gegend passieren ...!"

Spießers Morgengedanken

„Lese ich nun die Zeitung, um mich zu ärgern? Oder ärgere ich mich, weil ich die Zeitung lese? Oder ärgert mich die Zeitung, wenn ich sie lese – ?"

Schwärzer als schwarz

In eine brenzlige Situation geriet ein Kopenhagener Schornsteinfeger. Beim Reinigen eines Schornsteines hatte sich sein Besen losgerissen, worauf sich der junge Mann in den Schornstein hinabließ, um ihn wieder heraufzuholen. Bei diesem Versuch saß er plötzlich fest. Seine Hilferufe verhallten ungehört, da in dem Hause nur eine taube Frau zugegen war, die zum Überfluß unter dem Eingeklemmten auch noch Feuer zu machen begann. Zum Glück kam dann ein Kind ins Haus, dem die Geräusche im Schornstein auffielen. Man holte Hilfe herbei und versuchte, den Schornsteinfeger aus dem Kamin zu ziehen. Da dies ergebnislos war, trug man schließlich die ganze Esse ab. Für den Schornsteinfeger war dies natürlich ein besonders schwarzer Tag. k. v.

Lob des Weines

Der Schriftsteller Marmontel (um 1750), Herausgeber des „Merkur", erzählt in seinen Denkwürdigkeiten:

„Wenn ich für meine Zeitschrift ein paar Verse brauchte, besuchte ich meinen Freund, den Lyriker Panard. Auf die Frage: ‚Nun, haben Sie etwas Neues geschrieben?' antwortete er meist: ‚Sehen Sie nur in der Perückenschachtel nach.' Dieser seltsame Aufbewahrungsort war eine Fundgrube einzigartiger, auf Papierfetzen gekritzelter Verse. Als ich gelegentlich mein Befremden darüber äußerte, daß fast alle seine ‚Manuskripte' mit Wein getränkt und gefärbt waren — einem Stoff, dem Panard eine zärtliche Neigung entgegenbrachte —, meinte er weltverloren lächelnd: ‚Nehmen Sie nur, das ist der Stempel des Genies!'" ff.

STILLE LIEBE

Ach, du betörst mich, Braungebrannte,
du zwiegespaltnes Wesen du!
Du Seltene, du Kaumbekannte,
mein Herz schlägt für dich immerzu!

Ein Früchtchen bist du, Aufgeblühte,
exotisch, edelsten Gehalts,
du duftest zärtlich, Aufgebrühte,
vermischt man dich nicht so mit Malz.

Denn dieser hat was Überspitztes,
du Kleines aber bist schön rund,
du temperamentvoll Überhitztes,
ich küsse deinen Mokkamund!

Komm, du mir Sonderzugeteilte,
die ich im Leben nie vergess',
und schenk dich mir, du Weitenteilte,
in einem Rausche von „Expreß"!

Herbert Buzas

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0030
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Hagen. Dr. K. Die „Hagener Zeitung" Nr. 270 bringt folgende Anzeige: „Sonnabend nachmittag wurde im Viktoriakino mein schwarzer Muff von Beobachter und der Platzanweiserin erkannt. Person aufgehoben. Abzugeb. umgehend an der Pforte des Allgemeinen Krankenhauses Hagen."
Wenn die betr. Person schon aufgehoben ist, dann kann ihr doch der Muff kurzerhand abgenommen werden?

Rothenburg. v. St. In der „Rothenburger Zeitung" Nr. 273 wird „Eine Wäscherin für 4 Herren gesucht".
Hoffentlich sind diese 4 Herren nicht gar zu schmutzig, so daß eine Wäscherin normalerweise morgens und abends mit ihnen fertig wird.

Feldpost. Sie haben in den „Mitteilungen für die Landwirtschaft", Heft 40, ein Heiratsgesuch gefunden, in dem es heißt: „Wo finde ich die nette Lebenspartnerin? Bin etwas vereinsamt, jedoch lebensfroh, seriös, auch vermögend, schaffensfreudig und vertraut mit der Führung von Land-, Forstwirtsch. und industriellen Großbetrieben und suche Einheirat in diese. Damen mit Herzensbildung und gesetzteren Alters, nicht unter 36 Jahren, die mir ein großes Arbeitsfeld im eigenen vertrauten Daheim bieten können, bitte ich um ernste und vertrauensv. Zuschrift mit Bild."
Was wundert Sie denn da? Wenn nicht nur Land- und Forstwirtschaft, sondern auch ein industrieller Großbetrieb zu leiten sind, dann muß das doch ein großes Arbeitsfeld im vertrauten Daheim abgeben!

Reutlingen. O. S. Über die Erlebnisse von Frau Roosevelt in England sagt die „Reutlinger Zeitung" vom 30. Oktober u. a.: „Von einer ihr zu Ehren gegebenen ‚Pressekonferenz' teilt sie als besonders erschütterndes Ereignis die an sie gerichtete Frage mit, ob die USA. plant, wieder die ‚totale Frohibition' einzuführen."

Nimmer kannst recht froh du werden,
Volk du in Amerika,
da mit tausenden Beschwerden
dir doch kommt der Krieg jetzt nah:
dank' es deinem Präsidenten,
der dich in den Krieg geführt
und, bis dieser einst wird enden,
selber auch nicht froh mehr wird.

Gera. M. M. In der „Geraer Zeitung" vom 21. November finden wir folgende Anzeige: „Wer fertigt Filzschuhe von alten Plüschresten?"
Filzschuhe aus Plüsch sind besonders zart und eignen sich daher vornehmlich für Damen.

Eisenschmitt. W. L. In der Zeitung „Der Patriot" (Nummer unbekannt) sind „Kochbirnen, lebendfrisch" zum Verkauf ausgeschrieben.
„Lebendfrisch" bedeutet wohl, daß die Birnen vom Käufer erst gepflückt werden müssen.

München. Rh. Sie wundern sich, daß in den „Münchener Neuesten Nachrichten" Nr. 317 unter „Entflogen" ein junger Drahthaar-Terrier, dreifarbig, männlich, aufgeführt ist.
Wissen Sie nicht, daß es auch fliegende Hunde gibt?

DIE ERKLÄRUNG

Fünf Enten kamen in die Quer'
'nem Jäger im nordischen Lande,
mit e i n e m Schuß nur brachte er
zur Strecke die ganze Bande.

Hat alle fünf in die Küche gelegt.
Doch als man nachgesehen,
sind vier von ihnen von dannen gefegt,
weil ihnen nichts geschehen!

Die ganze Sache scheint bizarr,
doch liegt sie völlig offen:
die kannten den Jäger und waren nur starr,
daß der — die fünfte getroffen!

v. b.

Hamburg. H. H. R. M. Im „Hamburger Fremdenblatt" Nr. 297 wird ⅓ Widder, weiß, gegen tätowierte Jungtiere und Hühner angeboten.
Hühner kann man aber doch nicht tätowieren! Man kann sie nur rupfen und kommt dann in den Verdacht des Schlachtgeflügelhamsterns.

Honnef. E. Kl. Der „Kölner Stadt-Anzeiger" Nr. 525 schreibt: „Die Rede des amerikanischen Unterstaatssekretärs Sumner Welles, die nur ein weiteres Beispiel der Entgleisungen zu sein schien, die Roosevelts Leute der lächelnden Welt bieten, beansprucht doch in Ostasien das höchste Interesse, und zwar nicht nur, weil das von Welles angegriffene Chile an der Küste des Stillen Ozeans liegt, und das gleichfalls von ihm apostrophierte Argentinien vor dem Kriege in wichsenden Kontakt mit Japan stand, sondern auch deshalb, weil die nordamerikanischen verleumderischen Anspielungen, wie sie von Welles ausgesprochen wurden, die Achse in ihrer Gesamtheit betreffen."
Argentinien wird sich vor einem wichsenden Kontakt mit Japan wohl hüten, weil es dabei nur Wichse bekäme.

Soltau. W. M. In „Feld und Wald" Nr. 46 erschien folgendes Heiratsgesuch: „Bauernsohn, Anfang 19, kath., 1,70 groß, gutes Aussehen, wünscht mit Bauern- oder Landwirtstocher bekanntzuwerden bzw. in Briefwechsel zu treten, zwecks späterer Heirat."
Dieser nicht einmal 19 Jahre alte Bauernsohn wünscht sich vermutlich deswegen ein Bräutchen, damit er von ihm recht viel Feldpostpakete bekommt, wenn er demnächst eingezogen wird.

Lübeck. K. M. Die „Lübecker Zeitung" vom 15. November enthält folgende amtliche Bekanntmachung: „Nachschau der Barger Aue. Am 20. Nov. d. J. findet die Nachschau der Barger Aue nebst sämtlichen Nebenläufen statt. Sollten die Mängel der Vorschau nicht beseitigt sein, werden diejenigen mit Geldstrafen bestraft. Eckhorst, den 13. November 1942. Der Verbandsvorsteher."
Bäche und Flußläufe können nur dadurch mit Geldstrafen belegt werden, daß der Gerichtsvollzieher mit einer Angel ins Wasser geht und alles Verwertbare herausfischt.

DIE WAND

„Nicht mit dem Schädel durch die Wand!"
schrie Trill und hob entsetzt die Hand,
„Ich handle immer mit Bedacht."

Doch Will: „Das Werk ist schon vollbracht,
mir schien die Wand längst dürre Pappe
und war's auch. Zieht man da die Kappe?"

Gabriel Gora

Feldpost. Die „National-Zeitung" Nr. 312 enthält folgende kurze Vermählungsanzeige: „Ihre Vermählung geben bekannt: F... M..., Oberfeldw. in einem Gren.-Regt., z. Z. in Urlaub."
Jawohl, Herr Oberfeldwebel, nur immer militärisch kurz, wie in einer dienstlichen Meldung: „Oberfeldwebel M. meldet sich verheiratet." Name der Braut ganz nebensächlich.

Lübeck. W. Von der dänischen Butterausfuhr weiß die „Lübecker Zeitung" Nr. 286 zu melden: „Aus der Jahresrechnung der Dänischen Genossenschaftsausfuhrverwertung wurde mitgeteilt, daß sich der Jahresumsatz auf insgesamt sieben kg Butter mit einem Wert von 27 Millionen Kronen gestellt hat."
Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß Warenknappheit Preiserhöhung bedeutet. In diesem Falle scheint es sich allerdings um eine Übertreibung zu handeln.

Oldenburg. B. K. Im Theaterzettel der „Oldenburgischen Staatszeitung" Nr. 308 heißt es: „Morgen, Dienstag, 16.30 Uhr: Zum ersten Male ‚Schwarzer Peter', Opfer für kleine und große Leute von Norbert Schultze."
Bei manchen Opern ist es wirklich ein Opfer, sie anhören zu müssen. In diesem Falle ist es natürlich ein Druckfehler!

Honnef. Kl. „Der Führer" Nr. 278 bringt folgende Anzeige: „Suche Verdunkelungsrouleaux für 6—7 Fenster, 170×103—5, möglichst hell, ev. rot od. blau, gebe neue Damenhalbschuhe (Leder, fl. Absatz) od. Kostüm-Kleiderstoff od. Kinder in Tausch."
Als ob sich Kinder heutzutage nur so austauschen ließen.

Berlin. A. T. Z. In Nr. 587 der „DAZ" vom 9. Dezember 1942 finden wir folgende Geburtsanzeige: „Hans-Michael. ♆ 5. Dezember 1942. Mit Hella freuen sich über das Brüderchen Ruth Treiber, geb. Hannemann, Hermann Treiber, Dipl.-Ing., Leipzig N 22, Marbachstraße 13, z. Z. Universitätsfrauenklinik, Privatstation."
In letzter Zeit häufen sich die Fälle, daß bei Geburten nicht die Mutter, sondern der Vater in die Frauenklinik kommt. Es scheint also, als ob der Brauch einiger Negerstämme, daß bei Geburtsfällen der Mann sich hinlegt, die Glückwünsche empfängt und die Geschenke entgegennimmt, sich bei uns einbürgert. Es hat ja auch was für sich, da dadurch die Mutter entlastet wird. Wenn nur der Eheherr die Geschenke nicht für sich behält!

Kladderadatsch

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Stellvertreter: Betty Fiedler, Berlin — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf: 16 55 01. Postscheckkonto: Berlin 207 81 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N.Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0031
© Universitätsbibliothek Heidelberg

9.5442 3

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

AMERIKANISCHES TEMPO

Die USA.-Presse bezeichnete nach vier Wochen Kampf die amerikanischen Soldaten in Nordafrika als „Veteranen"

„Erst vier Wochen in Afrika – und schon so'n Bart!"

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

Kurt Ziebank
vorm. E. Hötter
Ak. Buchhandlung
Universitätsplatz 12

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0032

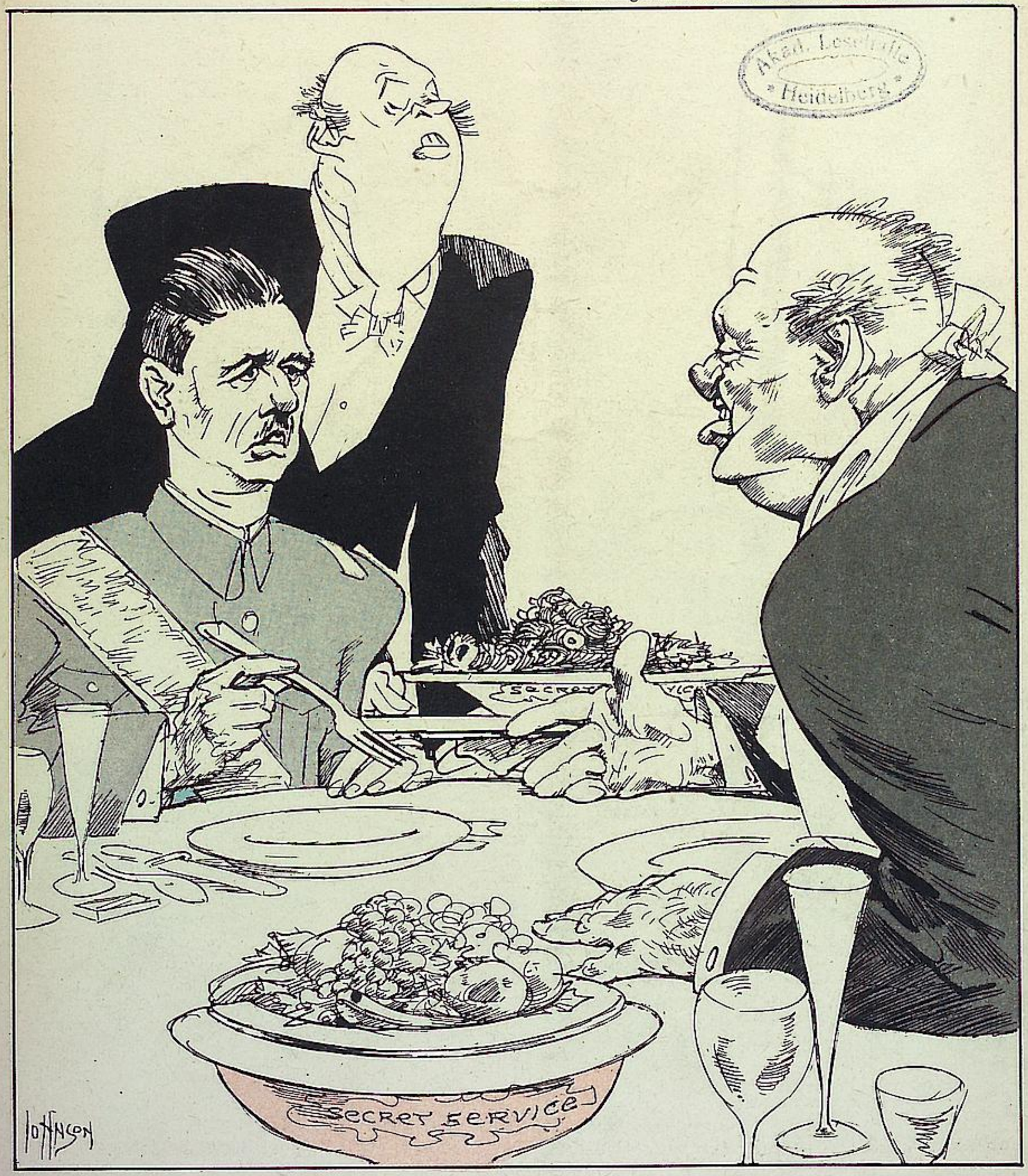
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Kladderadatsch

NUMMER 3 · 96. JAHRGANG · BERLIN, 17. JANUAR 1943 · PREIS 30 PF.

UNTER FREUNDEN

Nach der Ermordung Darlans wurde de Gaulle bei Churchill zum Essen geladen



„Nehmen Sie lieber zuerst, Mr. Churchill!“ „Langen Sie ruhig zu, de Gaulle, – Sie brauchen doch keine Angst zu haben . . .“

Akad. Lesehalle Heidelberg

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0033

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Das Miller-Zeitalter

Die Sache, die heute in der ganzen Welt ihre Wellen schlägt, fing damit an, daß jemand auf dem Gang zu den Zimmern des Präsidenten im Weißen Haus in Washington das Liedchen vor sich hinsummte: „Joi, joi, joi — schicker is der Goy!“ Was bedeutet, daß sich ein Nichtarier über die Trunkenheit eines Ariers lustig macht. Der Präsident seinerseits hatte an diesem Morgen in der Badewanne keine Einfälle gehabt, es war ihm nichts eingefallen, womit er auf alle Fälle noch einen oder mehrere Kriege in Europa anzetteln könnte, — kurzum: er war verstimmt. Er schickte sofort Mr. Roseman hinaus und ließ erforschen, wer mit dem Liede gemeint sei und was es für eine Bewandtnis damit habe. Roseman kam grinsend zurück und sagte, man habe den besoffenen Miller aus dem Staatsdepartment hinausgeschmissen. Der Präsident war, wie gesagt, nicht zum Scherzen aufgelegt und ließ sich die Akten Miller kommen. Als er sie gelesen hatte, war er noch mehr verstimmt. Roseman sagte: „Nebbich — was regen Se sich auf wegen en schickeren Goy? Was is schon an Miller?“

Der Präsident sah so traurig aus wie nach dem Scheitern seiner New Deal-Versuche und schüttelte den Kopf. Dann aber ermannte er sich, lauschte, ob seine Frau im Nebenzimmer spräche, und als er das klappernde Geräusch ihres Mundwerks nicht hörte, schlug er mit dem Stock auf den Schreibtisch, daß die Kinderspielzeugesel umfielen und die Bastelschiffchen zitterten und schrie: „Ihr versteht mich nicht! Ihr versteht mich nicht, mich, den Propheten!“

Roseman wackelte mit dem Kopfe und machte mit der Zunge das, was in dem Heimatdorfe seines Großvaters die sogenannten „Zitzer“ beim Wunderrabbi machten. Was ä Goy! dachte er, benimmt sich wie ä meschuggener Fisch. . . Laut aber sagte er: „Herr Präsident — unter uns: — Was hat der Miller für einen Tip?“ Der Prophet am Kamin schüttelte noch immer den Kopf, dann schwieg er lange. „Nu reden Se schon!“ meinte Roseman.

Da sprach der Prophet: „Miller ist unser Handelsattaché in Berlin . . .“ — „Gewesen“, ergänzte Roseman. „Ja“, kollerte der Präsident, „weil er nicht begriffen wird von euch — —!“ „Joi, joi!“ murmelte Roseman. „Lassen Sie das!“ zischte der Prophet. Und fuhr fort: „Miller hat ein paar mißglückte Devisengeschäfte mit ehrlichen Israeliten gemacht und dazu seine amtlichen Möglichkeiten benutzt . . .“ Roseman wollte sagen: Mieser Bocher!, aber er verschluckte die Worte lieber. Der Prophet fuhr abermals fort: „Ihr seid eben blind, und dafür werdet ihr nun hoch bezahlt! . . . Es ist eine Schande, so einen verdienstvollen Mann aus dem auswärtigen Dienst zu entlassen, weil er in seinem Kummer über das Unverständnis der Welt etwas mehr trinkt, als ihm wohltut. Nein — ihr seht alle in Miller nicht den Typus, dem ich die Zukunft der Welt geweiht habe. Ihr seht nicht, wohin ich euch führe: ihr seht diese Welt nicht, die in einem Miller erwacht! Und ihr wollt nun meine Leibisraeliten sein! Ich habe euch gesagt: ihr werdet die Herren der Erde. Wie solltet ihr das werden unter meiner Weltlenkung, wenn es keine Millers mehr gibt? Wie soll unser Jahrhundert, unser Jahrtausend, unsere Jahrmillion anbrechen, wenn ihr mir meinen Miller vermiest! Miller ist meine Hoffnung! Nur mit Miller kann ich siegen — für Israel! Für das neue Israel: USA.! Miller war der Mann, der zwar mühselig, aber doch richtig verstanden hatte, um was es geht. Er hatte mir die Berichte geschickt, die ich brauche, um in Stimmung zu kommen. Er glaubte an mich und meinen Krieg. Er machte Stimmung dafür. Er benahm sich in Berlin so, wie ich es für richtig halte. Er war der echte und rechte Durchschnittsamerikaner, wie ich ihn nötig habe. Er war der Typus der Zukunft! Gott schenkte mir Miller — und ihr, ihr schmeißt ihn hinaus. Grinsen Sie nicht, Roseman, Sie verstehen nichts von politischer Prophetie! Sie können mir meine Parlamentsreden zusammenschustern, aber Sie können mir nie einen Miller ersetzen. Miller säuft. Gut, das ist sein gutes Recht. Er muß besoffen sein, damit er seine Mission erfüllt. Er muß im Rausch leben, um die großen Gedanken zu ertragen, die ich ihm einflöße. Er muß seine kleinen Geschäfte machen, um das vollkommen darzustellen, was ich aus dem Menschen schlechthin machen will: den kleinen Bocher.“ „Gesprochen in Gottes Ohr, Präsident!“ flüsterte Roseman. „Aber lassen Sie es keinen merken. Dann schaffen wir's!“

Thürink

Der Weißhausjodler

Demokraten, ja die kenn ich
wohl drei an der Zahl.
Als ihren ersten mich selber nenn ich.
Ich bin ganz ideal.
Demokraten, ja die weiß ich
wohl drei an der Zahl.
Zur Schlachtbank hetz ich die andern fleißig
und beerb sie einmal.
Dulidulidulí öh, ha, ha, ha!
duli öh, ha, ha, ha!
Duli öh!

Demokraten, ja die lieb ich
wohl drei an der Zahl.
Die beiden anderen, die verschieb ich
ganz gemein und brutal.
Demokraten, die verblöd ich –.
Sie merken es nie.
Denn anders handl ich und anders red ich,
das beweist mein Genie!
Dulidulidulí öh, ha, ha, ha!
duli öh, ha, ha, ha!
Duli öh!

Demokraten titulier ich
W. C. und Stalin,
denn was sie tun solln, das dirigier ich
ganz bequem vom Kamin.
Demokraten kreditier ich,
soviel man nur mag,
doch die Luft ab ihnen schnür ich
am richtigen Tag.
Dulidulidulí öh, ha, ha, ha!
duli öh, ha, ha, ha!
Duli öh!

Demokraten, die verehr ich,
sie sind so bequem.
Und allmählich sie verzehr ich,
das ist kein Problem.
Demokraten, die umgarn ich
mit Tücke und List.
Und als ihren Freund mich tarn ich
und bleib Imperialist.
Denn a kleins bisserl Lieb
und kein Jota Treu
und ein Zentnerchen Falschheit sind alleweil dabei.
Dulidulidulí öh, ha, ha, ha!
duli öh, ha, ha, ha!
Duli öh!

rolfs

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0034
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Eisenhower erklärte, er sei begeistert, mit einem Charakter wie General Giraud zusammenarbeiten zu können.

GIRAUD BEI EISENHOWER

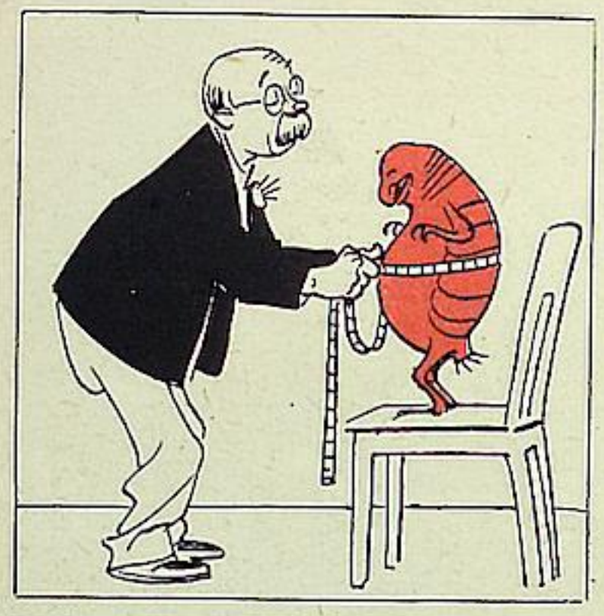
„Zweimal Ehrenwort gebrochen! . . . Ihr Charakter gefällt mir, lieber Giraud . . .
Bloß nehmen Sie sich vor den Engländern in acht . . .“

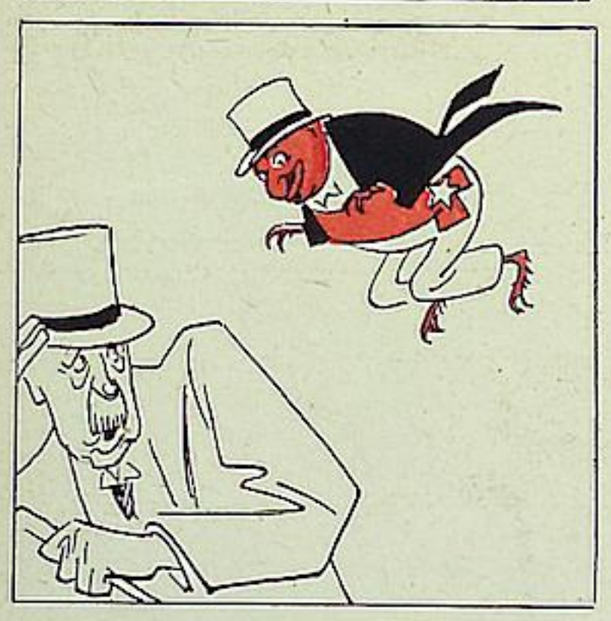
Kladderadatsch

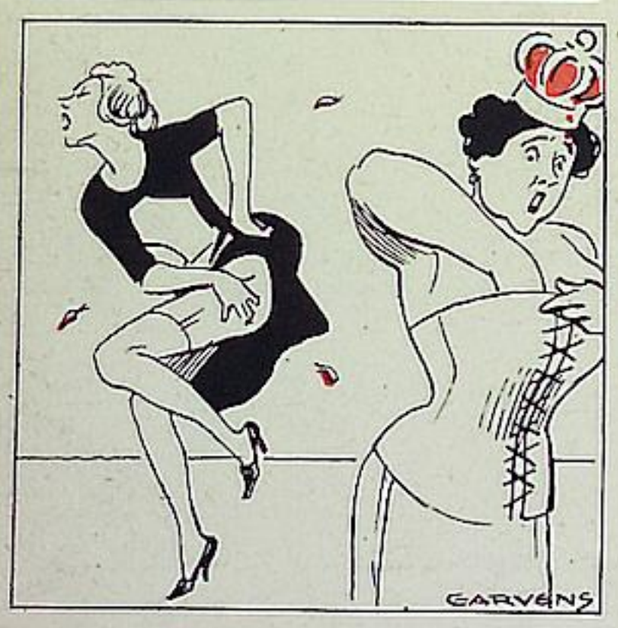
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0035
© Universitätsbibliothek Heidelberg

BILDER ohne Worte

„Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Floh . . ." *„Faust I"*







Kladderadatsch

CHRONIK

Kommentar überflüssig

Die Londoner „Daily Mail" stöhnt, unglücklicherweise wird die Zeit für die Anglo-Amerikaner immer knapper.

*

Der Militärsachverständige der „Washington Post" führt Klage über den mangelnden Offiziersnachwuchs für das USA.-Heer. Man sei gezwungen, zivile Bewerber einzustellen, ohne viel auf ihre Eignung sehen zu können. Er macht dann aufschlußreiche Mitteilungen, wie es bei solchen Bewerbungen zugeht. Wohlhabende Amerikaner verschaffen sich Empfehlungen an das Ministerium, vielfach stellen sie sich auch mit Empfehlungen eines Kongreßabgeordneten oder eines Senators in den Washingtoner Militärbüros vor, um sofort ihr Offizierspatent in Empfang zu nehmen. Der Reklameagent eines New-Yorker Nachtklubs, der ein Offizierspatent erhielt, bot als Gegenleistung an, daß er seiner Truppe in der Broadway-Reklame den besten Platz sichern werde. Ein anderer, bereits älterer Bewerber, erklärte, daß er bei seiner gesellschaftlichen Stellung wirklich nicht einfacher Soldat sein könne, zumal er bereits zu wenig beweglich sei, um noch viel laufen oder gar springen zu können, aber für einen Offiziersposten reiche es noch aus. Ähnliche Fälle ließen sich, wie der Sachverständige der „Washington Post" behauptet, vertausendfachen.

*

Die USA.-Zeitschrift „Time" stellt fest: „Der Krieg hat die USA.-Besitzung Puerto Rico (Reicher Hafen!) in das tiefste Elend gestürzt. Über 320 000 Personen sind arbeitslos, dies ist die Hälfte aller Arbeitsfähigen. Die WPA. (Behörde für Notstandsarbeit) schätzt, daß 200 000 von insgesamt 320 000 Schulkindern unterernährt sind. Bettler überschwemmen die Straßen von San Juan."

*

Die „New York Times" nennt Roosevelt stolz den Meister des Bluffs.

Kriegerischer USA.-Geist

In Rabat (Marokko) kam es zwischen weißen und farbigen USA.-Soldaten zu einem schweren Zusammenstoß. Die weißen Soldaten weigerten sich, ihre farbigen Kameraden militärisch zu grüßen. Auf beiden Seiten wurde von der Schußwaffe Gebrauch gemacht. Drei farbige Soldaten wurden erschossen, ein weißer Unteroffizier schwer verwundet.

Roosevelt wird sich über diesen kriegerischen Geist seiner mißbrauchten Untertanen freuen. Anstatt eines Grußwechsels nimmt man lieber gleich einen Schußwechsel vor. k. v.

Begreiflicher Mangel

Der nur in einigen Strichen der britischen Kolonie Hadramaut am Indischen Ozean wachsende Weihrauchbaum ist in letzter Zeit infolge starker Abholzung sehr selten geworden.

Es wurde davon zuviel für britische Selbst-Beweihräucherung gebraucht. h. k.

EDLER WETTSTREIT . . .

Die Laster stritten, wer von ihnen
am eifrigsten gewesen sei,
dem Bösen in der Welt zu dienen:
den Preis erhielt — die Heuchelei!

GLEIM

Der erbende Onkel Sam

Dem Beispiel der Briten an der Goldküste und ihren Besitzungen in Westafrika folgend, sind die Nordamerikaner im Kongo dazu übergegangen, die Negerbevölkerung auszubilden und zu bewaffnen. Die Aushebungen werden eilig vorgenommen, weiße belgische und gaullistische Offiziere leiten die Ausbildung; die Waffen sind amerikanischer Herkunft.

Man geht eben in der Beerbung des britischen Weltreiches sogar so weit, daß man auch die Eigenschaft der Briten, andere für sich kämpfen zu lassen, erbte. k. v.

Weihnachtszuteilungen

Der englische Ernährungsminister Woolton erklärte, er sei zu seinem Bedauern nicht in der Lage, dem englischen Volk besondere Weihnachtszuteilungen zu machen.

Zum gewissen Ausgleich dafür hat Reuter eine besonders große Zahl von extra fetten Enten auf die englische Bevölkerung losgelassen. h. k.

WUNDER IN SYRIEN

Britische Soldaten haben in Syrien und im Libanon sogar ihre Gewehre verkauft, um sich in den Besitz der „höchsten Annehmlichkeiten auf dieser Welt" setzen zu können.

„Gewehre gegen Cherry . . . hick",
das ist des Tommys neuster Trick.
„Ran an den Feind, — den Alkohol!
Prost, Kamerad, zum Wohl, zum Wohl!"
— „Was kostet dieser Saft?" — „Auf Ehre,
zehn Flaschen kosten zwei Gewehre."
— „Hinweg das Tötungsinstrument
und her den Schnaps, der in uns brennt!"
— — — Und nachts dann am Kasernentor,
wie kommt man sich da göttlich vor!
Man glaubt, ein Wunder sei geschehn;
als Übermensch sieht man sich gehn.
Denn das Gewehr ist — weg mit Schaden;
und dennoch hat man „schwer geladen . . .".

Willi Paetsch

Sirene Nr. 2 geworden

Die Yankees haben wieder einmal einen Rekord aufgestellt. Auf dem Dach eines New-Yorker Wolkenkratzers wurde eine 100-PS-Übersirene angebracht. Sie ist fünf Meter lang, wiegt zweieinhalb Tonnen und kostet rund 25 000 Mark.

Nun ist Frau Roosevelt entthront. k. v.

Mehr als erwartet war

Eines der im Serienbau im abgekürzten Verfahren erbautes nordamerikanisches Schiff ist in der Narragansett-Bucht, wie über Buenos Aires gemeldet wird, gekentert, als es von einer stärkeren Welle getroffen wurde. Das Schiff kenterte derart schnell, daß die Besatzung keine Zeit hatte, sich der Rettungsboote zu bedienen. 21 Mann der Besatzung ertranken.

Immerhin ist ein gewisser Erfolg des Serienbaues nicht abzustreiten, denn ernsthafte Fachleute hatten schon befürchtet, daß derartige Schiffe bereits beim Stapellauf kentern würden, wenn die Woge der Begeisterung der Zuschauer bei der Schiffstaufe aufbrauste. k. v.

Spät kommt ihr . . .

Die Londoner „Times" kommt wider Erwarten zu der Feststellung der lange bekannten Tatsache: „Die Zeit: ein günstiger Faktor für die Achse."

Ja, mit der Zeit kommen die Zeiten, da selbst die „Zeiten" (Times) nicht mehr vom Verbündeten „Zeit" sprechen können. k. v.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0036
© Universitätsbibliothek Heidelberg

r Goldküste
stafrika fol-
r im Kongo
bevölkerung
. Die Aus-
nmen, weiße
iziere leiten
nd amerika-

des britischen
nan auch die
sich kämpfen
k. v.

ter Woolton
uern nicht in
k besondere
nen.
e Reuter eine
fetten Enten
elassen.
h. k.

RIEN
im Libanon so-
den Besitz der
r Welt" setzen

k",
ck.
ohol!
m Wohl!" .
„Auf Ehre,
ehre."
ment
brennt!"
Kasernentor,
b vor!
chehn;
gehn.
it Schaden;
geladen . . .".
Willi Paetsch

al einen Re-
eines New-
eine 100-PS-
fünf Meter
und kostet
k. v.

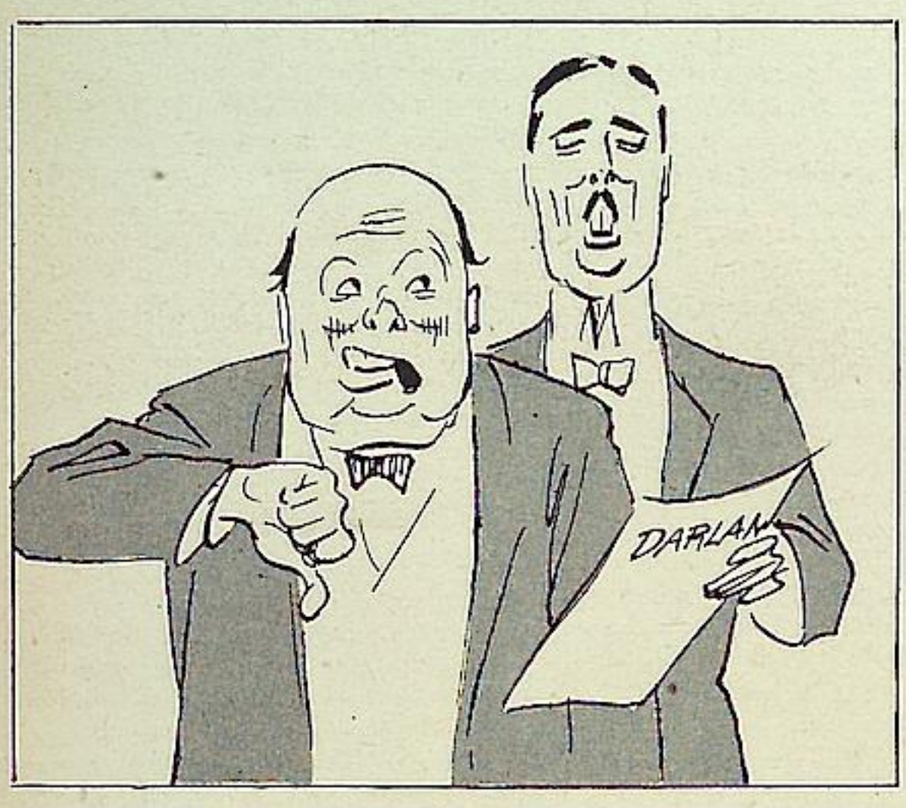
kürzten Ver-
sches Schiff
, wie über
kentert, als
e getroffen
rart schnell,
tte, sich der
Mann der

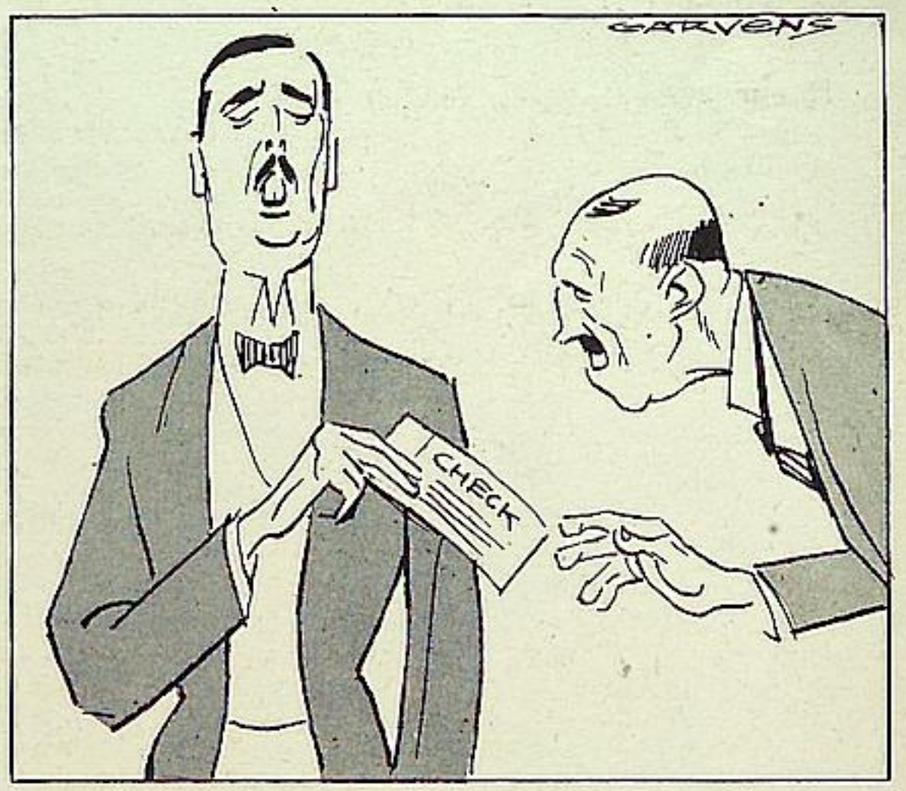
s Serienbaues
te Fachleute
rtige Schiffe
ürden, wenn
bauer bei der
k. v.

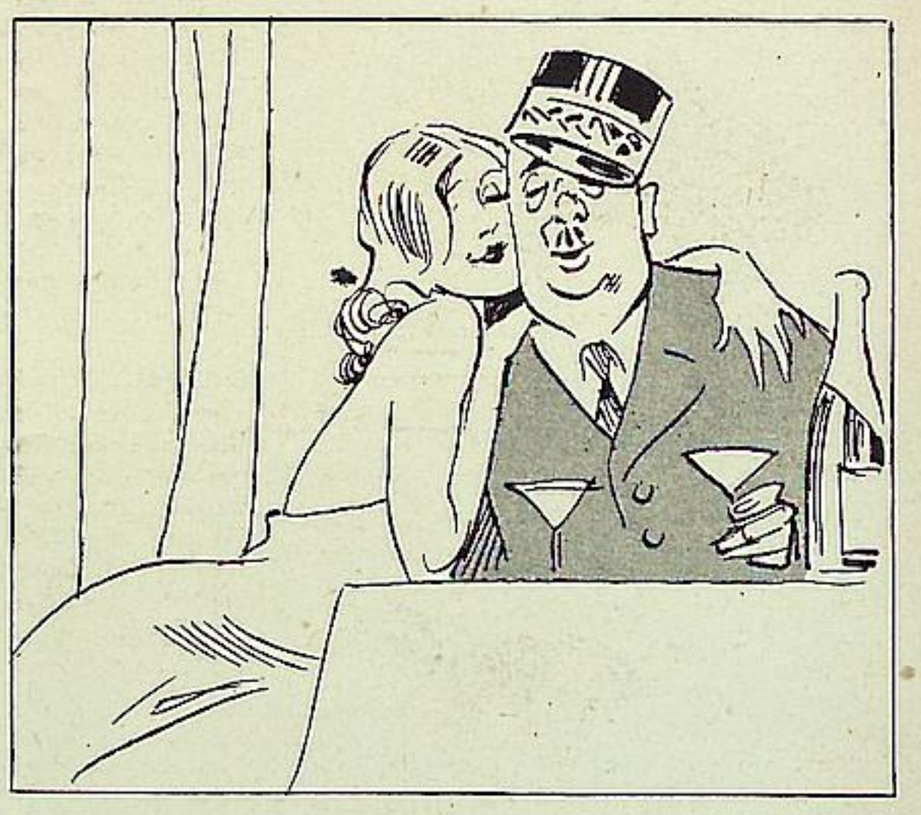
ider Erwar-
e bekannten
iger Faktor

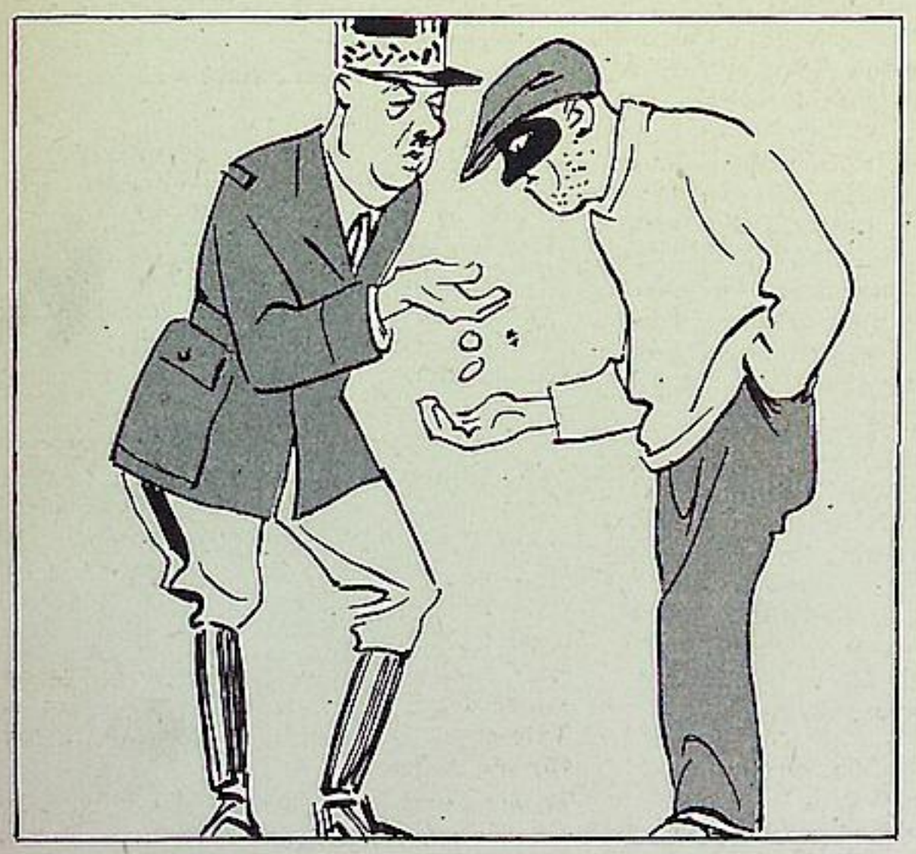
en, da selbst
om Verbün-
k. v.

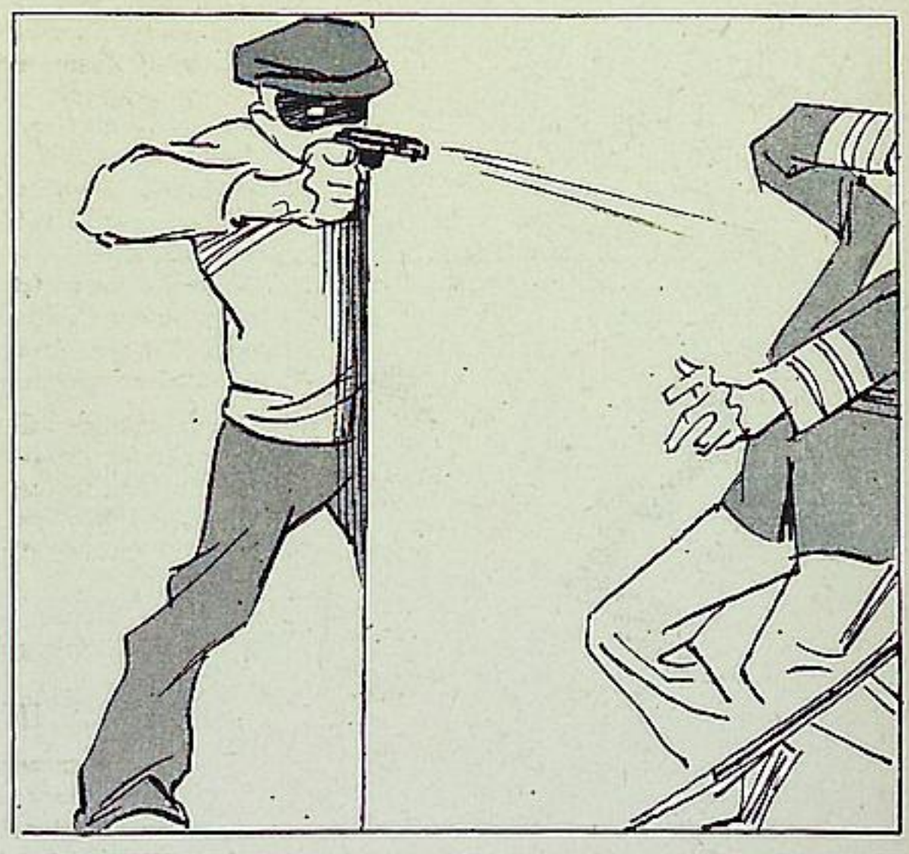
SECRET SERVICE











Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0037
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Steckbriefe

MURPHY

FürWallstreet tut sich – gar nicht dumm –
in Algiers Wirtschaft Murphy um.
Infolge dieser Murphyum-Spritze
geriet Britannia sehr in Hitze,
doch tut sie falsch daran, vor Wut zu kochen –
das letzte Wort wird da von uns gesprochen.

EISENHOWER

Herrn Eisenhower zeigt dies Bild,
der Hirntrustjuden Schutz und Schild.
Schon spenden Segenswünsche sie in Serien
dem Plutokraten-Strauchdieb von Algerien.
Jedoch: ich weiß nicht, ob sie ihm viel nützen,
er konnte ja nicht mal Darlan beschützen!

KNOX

In diesem Bild merkts selbst ein Ochs:
„Es hat viel Sorgen Mister Knox."
Er kratzt sich da am Kopf bedenklich,
dieLage scheint ihm sehr verfänglich.
Dies Kratzen ist seit langer Zeit
Herrn Knoxens eins'ge Kopfarbeit!

– cvc –

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

Schwere Jungens

Seit Franklin Delano Roosevelt seine hemmungslose Vorliebe für die Statistik bekundet hat — oder doch für Zahlenmärchen, die er als Statistiken tarnen will —, macht auch die Yankee-Presse diese neue Mode mit. Ehedem beschäftigte sie sich nur mit Superlativen: sie verzeichnete, wer am weitesten spucken, am längsten tanzen oder am schnellsten klavierspielen könne. Heute täuscht sie so etwas wie die „objektiv-wissenschaftliche" Freude an der Nachprüfbarkeit ihrer Angaben vor. Aber wenn man untersucht, was denn da nun eigentlich unter Benutzung von „einwandfreiem Zahlenmaterial" berichtet wird, dann kommt man dahinter, daß es sich immer nur um solche Angaben handelt, die vom Leser für bare Münze genommen werden müssen, weil ihm jede Möglichkeit fehlt, sie zu kontrollieren.

Er muß es also glauben, wenn ihm die USA.-Presse beispielsweise folgendes auftischt: „Jeder junge amerikanische Rekrut ist bei seinem Eintritt in die Armee durchschnittlich 5 Fuß, 8 Zoll — d. h. etwa 1,68 m — groß, wiegt 65 Kilo, hat einen Brustumfang von 75 cm, Schuhgröße 9½, Hutgröße 7. Einige Monate später hat er an Gewicht erheblich zugenommen, sein Brustumfang ist größer, ja selbst die Schuhnummer ist nicht mehr dieselbe: der Soldat braucht nun Fußbekleidung, die eine halbe Nummer größer ist als die des Zivilisten." — Dazu wäre zunächst einmal zu bemerken, daß diese Angaben unvollständig sind: es fehlt beispielsweise die Mitteilung, wie sich die Hutnummer verändert und ob die Länge die gleiche bleibt. Man könnte sich leicht vorstellen, daß ein Mann wie der Marineminister Knox, der ja bekanntlich im Zivilberuf Zeitungsverleger, im Kriege jedoch Kavallerieoberst ist, seit Dezember vorigen Jahres einen bedeutend dickeren Kopf bekommen hat und nun statt Hutnummer 7 Hutnummer 15 benötigt. Es wäre aber auch denkbar, daß Yankeesoldaten, die 5 Fuß 8 Zoll groß auf den Philippinen, auf Guadalcanar oder in Algerien eintrafen, nach einigen Zusammenstößen mit dem Gegner wesentlich kleiner geworden sind. Andererseits läßt es sich ganz bestimmt nicht leugnen, daß die auf der britischen Insel, in Australien oder auf Island stationierten USA.-Krieger dort in überraschend kurzer Zeit viel größer geworden sind, als sie selbst sich das in ihren kühnsten Träumen hätten vorstellen können. Man kann da von McArthur auf seine Soldaten schließen. Auf den Philippinen war er noch eine Nulpe, in Australien jedoch wurde er von heute auf morgen ein Held und wird das auch so lange bleiben, als er jede Feindberührung gewissenhaft vermeidet. Die Gewichtszunahme, von der die USA.-Statistik stolz berichtet, läßt sich am leichtesten erklären: Der 65 Kilo leichte Rekrut sieht sich nach seinem Eintritt in die Roosevelt-Armee urplötzlich in Gesellschaft sogenannter „schwerer Jungen". Sing-Sing und andere staatliche Unterkunftshäuser haben ihre bewährtesten Kräfte abgegeben, derer sie sich eigentlich auf Lebenszeit versichert hatten. Was Wunder, daß die Rekruten — schon um nicht unangenehm aufzufallen — bestrebt sein müssen, diesen „schweren Jungen" immer ähnlicher zu werden. Ein paar Raubüberfälle auf Zivilisten — die USA.-Presse berichtet häufig über dergleichen — erweisen sich als das beste und auch nahrhafteste Mittel zur Angleichung an die Sing-Sing-Kerntruppe, und da das Gangstertum in den USA. noch immer seinen Mann ernährt hat, nehmen die jungen „Krieger" eben an Gewicht zu.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Steigerung der Schuhgröße. Die ist für einen Roosevelt-Soldaten einfach unerläßlich, denn seine Hauptaufgabe besteht ja darin, im Namen des Weißhäuslers Moral, Völkerrecht, Bundestreue und dergleichen mit Füßen zu treten. Roosevelt möchte das eigentlich persönlich tun, aber da er auf schwachen Füßen steht, überläßt er es notgedrungen seinen Leuten. — Bliebe der Brustumfang! Nun — der muß ja zunehmen, da in jeder Yankee-Brust mindestens zwei Seelen wohnen: die eines „Soldaten Christi" und eines Landsknechtes der Wallstreetjuden, die eines „Verteidigers der Humanität" und die eines Spießgesellen sowjetischer Mörder, die eines „Demokraten" und die eines imperialistischen Räubers. Aber der Brustumfang wird sich wohl bald wieder verringern, denn der Räuber wird dem Demokraten, der Sowjetkomplize dem Humanitätsapostel, der Judenknecht dem christlichen Soldaten den Garaus machen. Und — vom Umfang ganz abgesehen — wird sich herausstellen, daß die Yankee-Armee strategisch und taktisch „zu schwach auf der Brust" ist.

DARLAN

Es lockten ihn die Silberlinge;
er, der sein Vaterland verriet,
verfing sich selber in der Schlinge,
wie es Verrätern meist geschieht.
Den Briten unbequem geworden,
ließ man den Helfershelfer morden.

Willi Stoltze

Der theoretische Hinauswurf

Der King hat zu Weihnachten — wohl um daran zu erinnern, „daß es ihn immer noch gibt" — eine Rundfunkansprache an die Restbestände seiner Völker gehalten. Es war eine der üblichen britischen Luftredereien, über die der „Kladderadatsch" kein Wort verlieren würde, wenn sie nicht einen Satz enthalten hätte, der einigermaßen bemerkenswert war. Der King sagte nämlich rund heraus, er hoffe, die Zeit werde bald vorbei sein, wo amerikanische Soldaten auf der britischen Insel und im Empire zu Gaste sind. Man wird zugeben, daß diese Aeußerung an das Wort erinnert, mit dem der unglückliche Hausherr, der gern seine Ruhe haben möchte, aus lauter Verzweiflung über die Seßhaftigkeit lieber Freunde einen sogenannten „reizenden Abend" beendet: „Schade, daß Ihr schon gehen wollt!" — Denn genau so, wie dickfellige Leute dem Hausherrn erwidern: „Na schön — bleiben wir noch ein bißchen — es hatte ohnehin noch kein Mensch vom Gehen gesprochen!", wird Roosevelt dem King antworten: „Nur keine Sorge, mein Lieber! Wir fühlen uns im Empire schon ganz wie zu Hause! — Sie brauchen auch keine Umstände zu machen — wir tun das gleichfalls nicht; wir nehmen, was uns gefällt!"

Und wenn es den Yankees eines Tages passen sollte, den Hinauswurf ernst zu nehmen, dann würde der King nach ihrem Weggang bemerken, daß er nicht nur die Gäste, sondern auch sein Empire los ist.

Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß es dann Herr Roosevelt besitzen wird — denn hinterm Berg wohnen auch noch Leute.

– iev. –

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0038
© Universitätsbibliothek Heidelberg

BRITISCHE PANTOMIMIK

„Dieser Gruß ist doch ein schöner Gruß: die Sowjets meinen, er drücke unsere Sympathien für sie aus, und die Yankees merken nicht, daß dieser Gruß ihnen gilt!“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

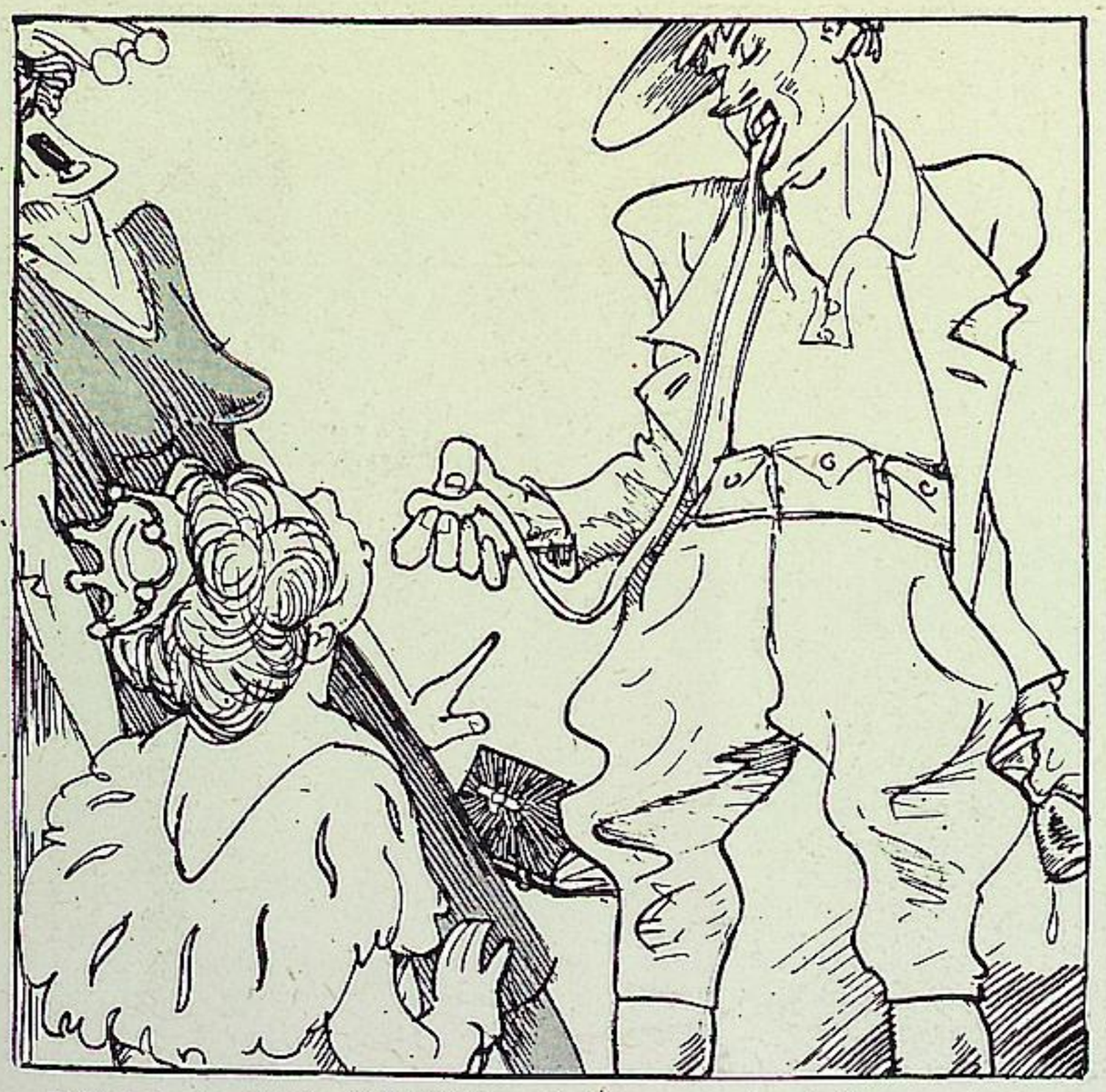
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0039

© Universitätsbibliothek Heidelberg

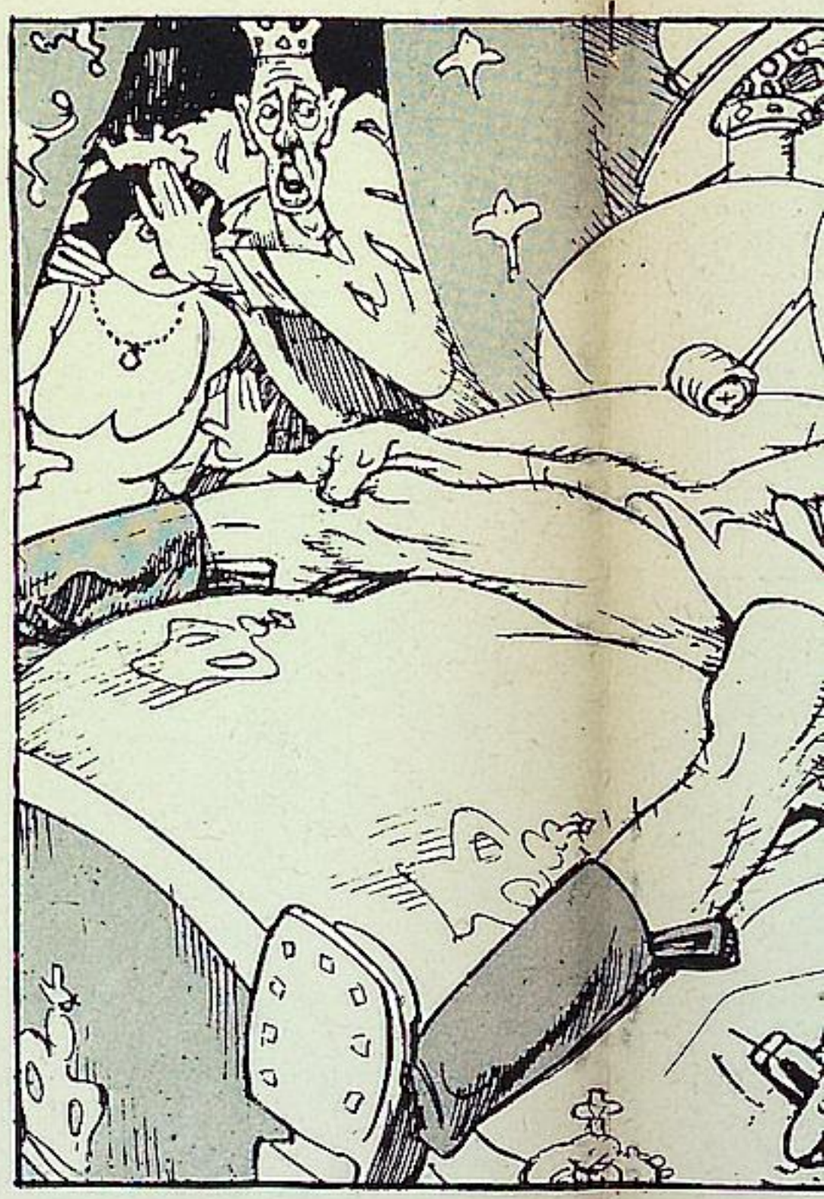
EIN YANKEE AM HOFE V

Sammy vernimmt den Ruf, die Kultur nach Europa zu bringen.

„Das ist ja der alte Knabe, den wir 1776 aus Amerika raus



„Baby, hol mir noch eine Pulle Whisky – du bekommst auch mein Kaugummi . . .“



„Das geht ja denn doch wohl zu weit, Darlin

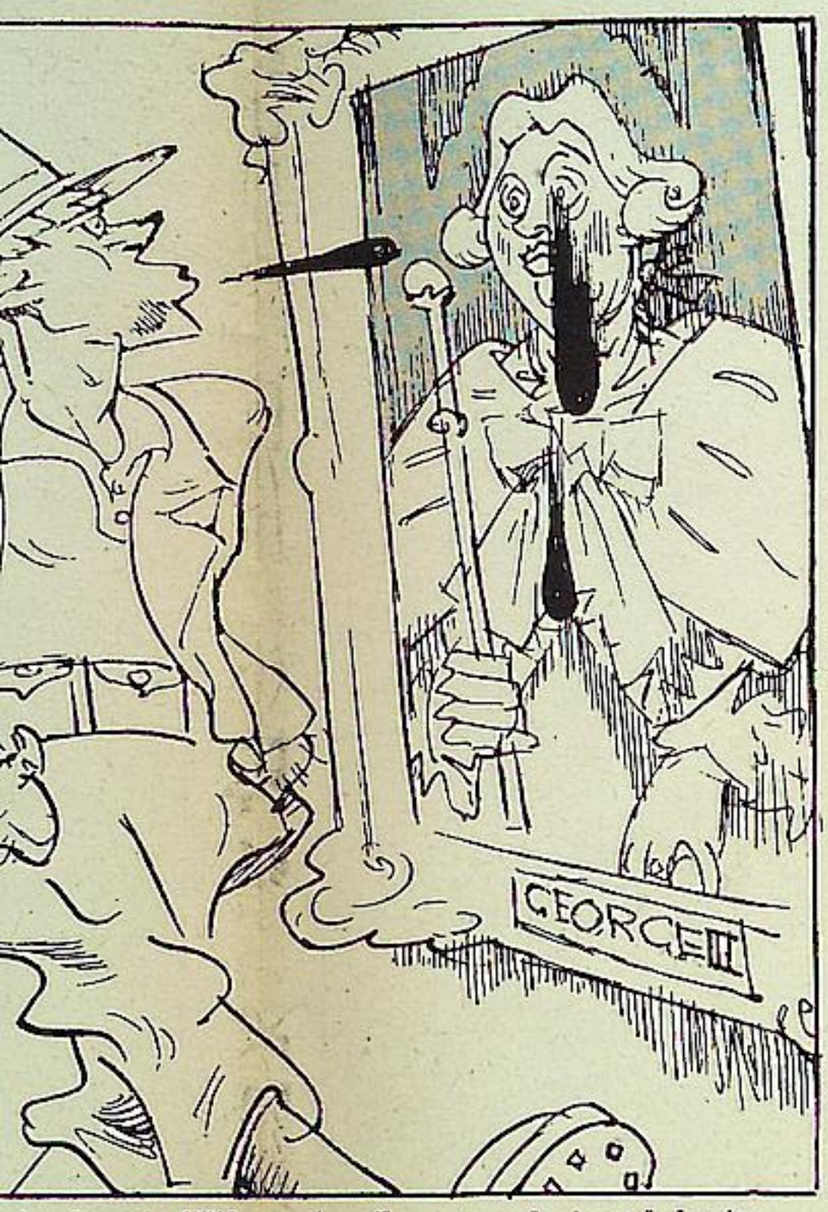
Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0040

© Universitätsbibliothek Heidelberg

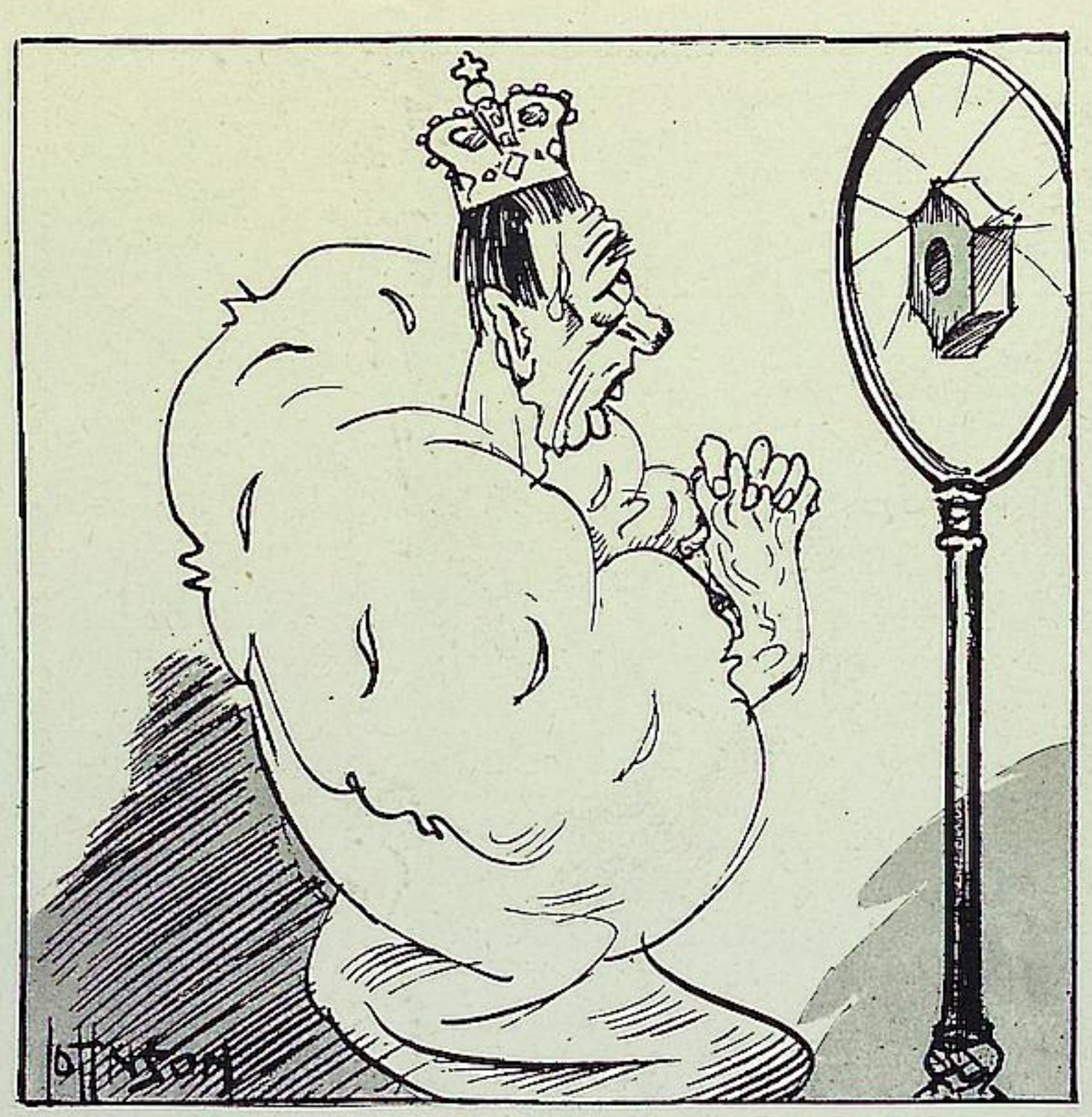
AM HOFE VON ST. JAMES



abe, den wir 1776 aus Amerika rausgeschmissen haben!"

„Das Ding kracht ja in allen Fugen!"

cht ja denn doch wohl zu weit, Darling . . ."



„. . . Darum wäre uns wohler, wenn wir die befreundeten amerikanischen Soldaten sobald als möglich wieder aus dem Vereinigten Königreich verschwinden sähen . . ."

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0041

© Universitätsbibliothek Heidelberg

FRIEDRICH SCHELLING

„Was man auch sagen möge, alles Hohe und Große in der Welt ist durch etwas geworden, das wir im allgemeinsten Sinne Metaphysik nennen können.
Metaphysik ist, was Staaten organisch schafft und eine Menschenmenge eines Herzens und Sinns, das heißt ein Volk, werden läßt."

WIE GESTIRNE

Von

Hans Franck

Laß uns mit Behutsamkeit
aneinander uns erweisen
und in Freude und im Leid
wie Gestirne uns umkreisen.

Unverwirrbar seine Bahnen
um die Erde zieht der Mond,
auch wenn ihr nur blieb ein Ahnen,
daß er noch im Weltall thront.

Eines Abends wird er schweben
schmal und silbern durch die Nacht
und sich nicht zufrieden geben,
eh er scheint in voller Pracht.

Laß uns mit Behutsamkeit
aneinander uns erweisen
und in Freude und im Leid
wie Gestirne uns umkreisen.

Immerhin---

Warum soll ich leugnen, was sich doch nicht verheimlichen läßt? Warum soll ich nicht zugeben, daß ich gar nichts von Mathematik verstehe? Ich habe im Laufe der Zeit schon so viele Bildungslücken eingestehen müssen, daß auch dieses Bekenntnis mir bei meinen Lesern nicht mehr schaden kann.

So sage ich denn offen, daß mir Logarithmen und Gleichungen mit x Unbekannten gänzlich gleichgültig sind, daß ich mich weder für Sinus noch für Cosinus erwärmen kann, von Hypotenusen ganz zu schweigen.

Immerhin läßt es sich nicht vermeiden, daß ich heute ein sozusagen mathematisches Thema behandeln muß. Ich muß nämlich wieder einmal auf einen Punkt zu sprechen kommen, und der Punkt gehört ja ins Gebiet der Mathematik. Wenigstens — soweit es sich nicht um einen springenden Punkt handelt. Über das Wesen des Punktes war mir lange Zeit nur ein niederschmetternder Witz unseres Mathematiklehrers bekannt: „Der Punkt ist ein Winkel, dem man die Schenkel ausgerissen hat", und erst im späteren Leben lernte ich ihn, den Punkt, genauer kennen. Ich stieß nämlich überall in der Welt auf den berüchtigten Standpunkt. Mathematisch betrachtet bietet er nichts Problematisches, denn — rein wissenschaftlich gesehen — ist ja ein Punkt etwas, das keine Ausdehnung hat, weder Höhe noch Tiefe, weder Länge noch Breite. Schon daraus geht hervor, wie kümmerlich ein Mensch gebaut sein muß, der auf einem Standpunkt zu stehen vermag, d. h., der da Platz hat, wo gar keiner ist. Die Mathematik erweist sich hier als etwas sehr Gescheites, und ich beginne schon zu bedauern, daß ich ihr ahnungslos gegenüberstehe.

Immerhin tröstet es mich, daß man den Standpunkt nicht mathematisch, sondern weltanschaulich zu betrachten pflegt. Das kommt allerdings auf dasselbe hinaus, denn wo nichts ist, kann man auch nichts anschauen oder betrachten. Aber das ist es ja gerade: es gibt eben Leute, die der wissenschaftlichen Definition des Punktes nicht trauen, und denen die ganze Welt zu einem winzigen Pünktchen zusammenschrumpft, nämlich zum Standpunkt.

Mir wurde neulich von einem dreijährigen Mädelchen berichtet, das auf die rhetorische Frage der Mutter: „Willst du denn nicht endlich artig sein?" antwortete: „Nein, erst um fünf!" — Das war die Erwiderung eines Menschen, der einen Standpunkt hat, und so wie dieses Kind stehen alle Standpunktinhaber den Problemen des Tages und den Fragen der Ewigkeit gegenüber. Blödsinnig, aber beharrlich: „Nein, erst um fünf!" — Vor einiger Zeit wollte ich in einem Berliner Fischgeschäft meine Haushaltungskarte abstempeln lassen. Laut Anschlag an der Ladentür war dafür die Zeit von sechzehn bis achtzehn Uhr vorgesehen. Es war erst fünfzehn Uhr, aber da der Laden völlig leer war und die Inhaberin mit einem Privatbesucher ein ruhiges Schwätzchen machte, bat ich, meine Karte schon jetzt abzustempeln. Aber die Fischhändlerin stand nicht nur hinter dem Ladentisch, sondern auch auf dem Standpunkt. Tja, und da konnte man denn nix machen.

In einem Bürohaus fand der böse Geist „Kohlenklau" ein prächtiges Tätigkeitsfeld: das Fenster eines Arbeitsraumes schloß nicht, und durch den offenen Spalt entfleuchte die Wärme. Der Inhaber dieses Zimmers schickte einen Zettel an die Hausverwaltung, auf dem zu lesen stand, ein Fenster sei schadhaft und müsse ausgebessert werden. Die Hausverwaltung jedoch saß nicht nur warm, sondern stand auch auf dem Standpunkt. Deshalb nahm sie vom Inhalt des Zettels keine Kenntnis, sondern teilte dem Absender mit, dergleichen Anträge müßten auf vorgeschriebenem und vorgedrucktem Formblatt eingereicht werden.

Man sieht: die mathematische Definition des Punktes trifft auch auf die Standpunktsteher zu: sie haben weder Höhe noch Tiefe, weder Länge noch Breite. Ihr Gehirn ist nicht einmal mit dem Mikroskop wahrzunehmen. Diese Abwesenheit von Denkmasse erklärt denn auch das Unheil, das die Standpunktler anrichten, wenn sie sich in die Politik begeben. Da stehen sie nämlich auf dem Standpunkt, man müsse „objektiv" sein. „Gewiß!", sagen sie dann, „der Gegner (sie sagen immer ‚Gegner', denn der Begriff ‚Feind' ist ihnen nicht objektiv genug) mag sich nicht immer ans Völkerrecht halten, aber von seinem Standpunkt sieht die Sache doch so aus — — —." Oder sie verkünden als der Weisheit letzten Schluß: „Gewiß, der Brite hat sich mit den Bolschewisten verbündet, das ist kulturfeindlich! Aber vom Standpunkt der Objektivität aus betrachtet muß man doch zugeben, daß er in Friedenszeiten durch Herstellung von guten Anzugstoffen und von wohlriechender Seife auch manches für die Kultur getan hat." — So objektiv sind sie freilich nur dem Feind gegenüber. Wenn aber ein Deutscher die heimtückischen Mörder schiffbrüchiger Seeleute „Piraten" und den meineidigen Schurken im Weißen Haus „Gangster" nennt, dann finden sie das zu subjektiv und meinen, man müsse „mit geistigen Waffen" kämpfen. Sie stehen nämlich auf dem Standpunkt — — etwa, daß man einen Wegelagerer dadurch unschädlich machen kann, daß man ihm Kants Satz vom kategorischen Imperativ vorträgt. (Ob sie freilich, wenn er ihnen dann den Schädel beschädigt hat, noch sagen: „Objektiv gesehen, handhabt der Räuber den Knüppel meisterhaft, und von seinem Standpunkt aus betrachtet hat er das in seiner Lage einzig Richtige getan", ist immerhin fraglich.) — Immerhin ist es gut, daß ich nichts von Mathematik verstehe, und also den Punkt für ein Satzzeichen halte, den Standpunkt aber für einen Klecks, der die ganze Seite entstellt. Und was man gegen Kleckse tun kann, habe ich besser als den pythagoreischen Lehrsatz in der Schule gelernt: man radiert sie aus!

Das wollen wir denn auch mit den Standpunkten und den Standpunktlern tun!

Sie sollen das erfreuliche Gesamtbild nicht länger entstellen.

rosi

NEUSCHNEE

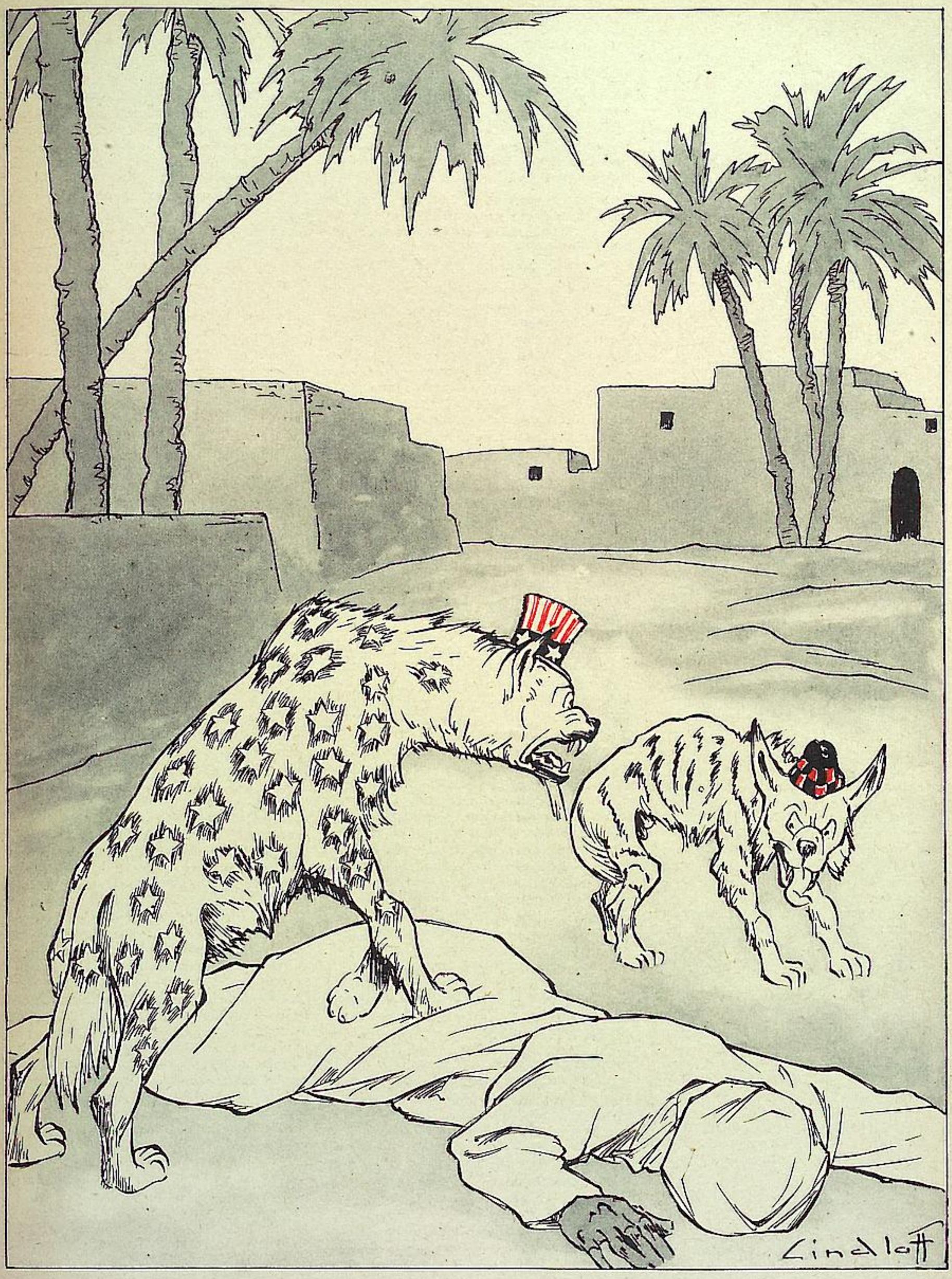
Ein Neuschnee ist gefallen
auf Dach und Weg und Baum.
Die Krähen bergen die Krallen
im weichen Wolkenschaum.

Mit Kappen wie Kriegskolonnen
sind weiß die Kiefern getarnt,
vom Sternen-, Mond- und Sonnen-
Weltglitzerlicht umgarnt.

Die Schneekristalle klingen
ins Raunen von Baum zu Baum.
Nun schwebt auf weißen Schwingen
mein Wald im Märchentraum.

Heinrich Noeren

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0042
© Universitätsbibliothek Heidelberg



NORDAFRIKA

Hyänen unter sich

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0043

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

PAUL DAHLKE

Eine der eigenwüchsigsten Darstellerpersönlichkeiten von Tonfilm und Bühne ist zweifellos Paul Dahlke.

Kann man ihn unter die Humoristen rechnen? — Ja und nein. In irgendeines der herkömmlichen Schemata paßt er nicht, und der Film, vom Prinzip des künstlerischen Blickfangs ausgehend, setzt ihn meist nur recht einseitig für Bösewichter ein, für die ihn die Besonderheit seiner Gesichtsbildung zu prädestinieren scheint. — Allerdings nur scheint, denn jeder Kriminalist wird bestätigen, daß Menschen mit gewinnend-liebenswürdigem Äußeren oft die abgefeimtesten Schurken sind.

Aber davon ganz abgesehen: der Darsteller Paul Dahlke ist kein Mensch aus der Welt problemlos-heiterer Humorigkeit. Er ist in jenen Grenzgebieten des Lachens zu Hause, denen Sarkasmus und Satire das Gepräge geben.

Ich erinnere mich, ihn einmal in der Rolle des angeblichen Dieners einer zweifelhaften Dame gesehen zu haben, die in Wahrheit sein Werkzeug und seine Gehilfin war. Den Film habe ich vergessen — wenn ich mich nicht irre, war es der Hilpert-Film „Die tödlichen Wünsche" —, aber der Eindruck dieser Dahlkeschen Leistung bleibt. Durch sie steht dieser Schauspieler vor mir als die Verkörperung romantischer Spukgestalten eines E. T. A. Hoffmann, bizarr gemischt aus sonderlichem Humor und erregender Phantastik, aus echter Gruseligkeit und romantischem Spiel mit ihr. Man soll Schauspieler nicht miteinander vergleichen, denn das ergibt immer einen falschen, einen schiefen Gesichtswinkel. Aber — mit allem Vorbehalt, der sich aus dieser Erkenntnis ergibt — kann man sagen, daß dieser Paul Dahlke dem andern Paul, dem Wegener, irgendwie wesensverwandt erscheint, als ein Kerl voll Blut und Kraft, voll innerer Dämonie und auch voll von jenem Humor, dessen Erreger und Träger ein wacher Verstand ist. Auf der Bühne setzt ihn Heinz Hilpert richtig ein — nämlich so, daß seine vielseitigen Möglichkeiten nicht verkümmern. Der Film sieht ihn vorwiegend als Typ. Das mochte vor fünf Jahren noch Berechtigung haben. Heute ist Paul Dahlke darüber längst hinausgewachsen.

Rolf Sievers

Im Rampenlicht...

BESCHEIDENHEIT IST EINE ZIER

„Bescheidenheit ist eine Zier — —"; man kennt die Fortsetzung dieser Lebensregel und mißbilligt im allgemeinen diejenigen, die sich bemühen, „ohne ihr" weiter zu kommen. Aber Künstler machen da eine Ausnahme. Man belächelt ihre kleinen und großen Eitelkeiten als liebenswürdige Schwäche, die einem die Könige der weltbedeutenden Bretter menschlich näher bringt. Theodor Reichmann zum Beispiel, der große Bariton, der viele Jahre hindurch die Wiener entzückte, war — nun sagen wir: übertrieben ehrgeizig. Darunter litt bisweilen sogar der regelrechte Betrieb der K. K. Hofoper. So kam Reichmann eines Tages auf den Einfall, mitten während einer Vorstellung vor Beginn des nächsten Aktes eine halbstündige Ruhepause zu verlangen. Der Akt war bereits eingeklingelt, schon saß das Publikum erwartungsvoll im Parkett, schon saß der Kapellmeister am Pult, aber Reichmann bestand darauf, daß er eine halbe Stunde ruhen müsse. „Die Charlotte Wolter in der Burg darf nach jedem Akt eine halbe Stunde ruhen, da wird man mir wohl das Recht dazu ebenfalls einräumen!" — Der Inspizient, der nun wußte, was die Glocke geschlagen hatte, fand sofort das wirksame Mittel gegen den Sängereigensinn. Er murmelte scheinbar im Selbstgespräch, aber doch so deutlich, daß Reichmann es hören mußte: „Die Wolter — und Theodor Reichmann! — Als ob man die beiden miteinander vergleichen könnte!" — Der Sänger kam gar nicht auf die Idee, daß man aus diesen Worten auch etwas anderes als ein Kompliment für ihn heraushören könne, und sagte strahlend: „Ich danke Ihnen! Sie haben recht! Geben Sie das Zeichen für den Vorhang!" Reichmann war ein großartiger Sänger — aber er war nicht übermäßig musikalisch, und so kam es häufig vor, daß er „schwamm", d. h. ängstlich nach dem Kapellmeister schielte und auf die Stimme des Souffleurs lauschte. Eines Abends vermochte er aber trotz angestrengten Lauschens den Einsager nicht zu verstehen und machte dafür natürlich den unglückseligen „Kastengeist" verantwortlich. „Ich erwürge diesen Schurken! Ich vergifte ihn! Ich werde dafür sorgen, daß er entlassen wird! Er soll es mir büßen!" — Der Inspizient, der den Tobenden vergeblich zu beruhigen gesucht hatte, gab dem Souffleur rechtzeitig einen Wink, und als Reichmann seinen Ankleideraum aufsuchen wollte, fand er dort vor der Tür den tränenüberströmten Einhelfer. „Vergebung, Meister, Vergebung!" stammelte er in gut gespielter Erschütterung, „Ihre Stimme hat mich so gerührt, Ihr Gesang hat mich so ergriffen, daß ich nicht weiter sprechen konnte!" — Reichmanns Zorn schmolz dahin wie Schnee an der Sonne. „Hörst du das?!", sagte er glückselig lächelnd zu seinem Ankleider, „ergriffen war er! Da, gib diesem besten Souffleur der Welt zehn Gulden!" —

Auch Alexander Girardi — sonst eine Seele von Mensch — hatte gelegentlich unter Anwandlungen von Eitelkeit zu leiden. Vor allem kränkte es ihn, dessen überragende Bedeutung von der zeitgenössischen Wiener Kritik niemals völlig erkannt worden war, wenn diese gleiche Kritik Schauspieler minderen Ranges über den grünen Klee lobte. Einem solchen — nennen wir ihn Herrn X — begegnete er einmal auf der Straße. „Kompliment, Xandi", redete der ihn an, „weißt du, wohin ich fahr? Nach Graz!" — „So, so, nach Graz — in meine liebe Vaterstadt", erwiderte Girardi, „was wollens denn da — in Graz?" — „Ich gastiere! Ich spiele den Lear, ich gebe den Macbeth!" — „So — den Lear und den Macbeth! In Graz! In meiner lieben Heimat! Da spielen S i e den Lear!? — Na, dös vergönn' i der ölendigen Bagasch!" —

In die Rubrik „Bescheidenheit" gehört auch die Antwort, die Richard Strauß einem sogenannten „Mäcen" gab. Der schmückte nämlich sein Haus gern mit Prominenten und lud aus diesem Grunde auch Richard Strauß ein. „Es wäre reizend von Ihnen, verehrter Meister, wenn Sie morgen bei uns zu Abend essen würden! Sie dürfen nicht nein sagen! Kommen Sie! Wir machen gar keine Umstände!" — „Ich komme", antwortete Strauß, „aber machen Sie ruhig Umstände, wenn Richard Strauß zu Ihnen kommt!" —

So könnte man noch allerlei berichten über die schöne Tugend der Bescheidenheit und mit Vergnügen Kenntnis nehmen von den kleinen Verstößen, die sich große Künstler dagegen erlauben durften. Aber der Kontrastwirkung halber wollen wir ein ganz gegensätzliches Beispiel an den Schluß dieser Betrachtung setzen: Es war der witzige Joseph Hellmesberger, dem sich der Stoßseufzer entrang: „Glaubt's mir — es is sehr schwer, ein Mensch zu sein! I probiers garnit erst!" — Dem kann man kaum etwas Stichhaltiges hinzufügen oder entgegnen! rs–rs.

Tierschutz

Ein Schauspieler, der von sich sagen durfte, daß er das Publikum ins Theater lockte, wurde von seinem Chef mit Arbeit allzu reichlich bedacht. Ernsthafte Vorstellungen des Schauspielers fruchteten nichts, der Chef nutzte nun einmal die Zugkraft des Mimen weidlich aus.

Da sah der Schauspieler eines Tages an einer ansteigenden Straße ein Schild, das er kopieren ließ und an seine Garderobentür hängte. Der Chef las: „Schont Eure Zugtiere!"

Das half. bux

Der skeptische Komiker

„... Diese furchtbare Ungewißheit: – lacht das Publikum über mich, weil ich die Witze gut bringe, – oder kennen die Menschen mein Privatleben – –?"

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0044
© Universitätsbibliothek Heidelberg

t...

ZIER

ch Graz!“ —
liebe Vater-
wollens denn
re! Ich spiele
eth!“ — „So
In Graz! In
elen Sie den
der ölendigen

gehört auch
uß einem so-
r schmückte
Prominenten
auch Richard
d von Ihnen,
orgen bei uns
dürfen nicht
machen gar
omme“, ant-
en Sie ruhig
auß zu Ihnen

erichten über
nheit und mit
on den kleinen
stler dagegen
trastwirkung
gensätzliches
Betrachtung
eph Hellmes-
fzer entrang:
schwer, ein
rnit erst!“ —
Stichhaltiges

rs–rs.

sagen durfte,
eater lockte,
Arbeit allzu
Vorstellungen
chts, der Chef
t des Mimen

ages an einer
das er kopie-
entür hängte.
gtiere!“

bux

iker

lacht das Publi-
t bringe, – oder
leben – –?“

IM LANDE ROOSEVELTS

„Morgen wird die Ausstellung geschlossen. Ich bin froh, daß ich die nackte Wahrheit wenigstens hier nochmal zu sehen bekomme . . .“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0045

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Englische Gerechtigkeitspflege
Als im Jahre 1833 der bekannte Fürst Pückler das englische Inselreich besuchte, erlebte er folgendes Beispiel englischer Justiz. Einem Manne wurde auf der Straße seine Geldbörse gestohlen. Der Bestohlene ergriff den Täter und übergab ihn der herbeieilenden Polizei. Der Sachverhalt lag klar vor Augen, Zeugen des Diebstahls waren genug vorhanden, so daß der Verbrecher nach dem damaligen englischen Gesetz zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt werden mußte. Da suchte die Frau des Diebes den Bestohlenen auf und bat ihn kniefällig um Erbarmen; auch der Verbrecher schrieb aus der Untersuchungshaft die rührendsten Briefe, so daß sich der Kläger erweichen ließ und am gerichtlichen Verhandlungstage nicht erschien. Die Folge war, daß der Angeklagte freigesprochen wurde.

Nun kam aber das Nachspiel.

Kurze Zeit darauf verklagte der Dieb den Bestohlenen wegen — gewaltsamen Angriffs auf offener Straße, wofür er ebenfalls Zeugen beibrachte. Der nunmehr Angeklagte leugnete auch nicht, mit dem Kläger etwas derb umgegangen zu sein, da dieser ihn bestohlen hatte. Von dieser Schuld war aber der Dieb bereits freigesprochen worden, und so wurde auf diesen Einwand keine Rücksicht genommen. Der großmütige Bestohlene mußte dem Dieb 100 Pfund Sterling zahlen.

c. h.

Beste Lösung
Die Tochter eines reichen Kaufmanns in Budapest ließ sich von einem Arzt ihren Damenbart entfernen, trug aber dabei eine lange Narbe davon. Sie verklagte nun den Arzt auf Schadenersatz, weil sie mit der Narbe keinen Mann bekomme. In der ersten Verhandlung des Prozesses erklärte der bis dahin schweigsam gewesene Arzt, er wolle die Dame heiraten; denn er liebe sie. An Stelle der Gerichtsverhandlung gab es eine Verlobungsfeier.

So etwas nennt man dann: „Kurzen Prozeß machen!"

h. k.

Vielseitig
In Madrid wurde ein Schleichhändler verhaftet, der nicht weniger als vier Ehefrauen gleichzeitig besaß.

Schleichhändler? — Nun, der Mann dürfte ein gewaltiger Hamsterer gewesen sein.

v. b.

Die alten Jungfern

„. . . Wir seien zum Aussterben verurteilt, sagt das undankbare junge Volk . . ."
„Nun haben wir schon auf eine Vergangenheit verzichtet – jetzt will man uns auch noch die Zukunft nehmen . . ."

Taktische Umgehung
Auf einem Gesellschaftsabend hatte eine junge Verwandte des Hauses weidlich den Flügel traktiert. Man lobte ihr Spiel über Gebühr, und das machte dem Mädchen Mut, den mitanwesenden Hans von Bülow zu fragen: „Und Sie, Herr von Bülow, warum haben Sie sich gar nicht über mein Spiel geäußert?"
Bülow, der es nicht gewohnt war, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, wollte dies ausnahmsweise mit Rücksicht auf den Gastgeber tun, und antwortete: „Es ist nicht taktvoll, mein Fräulein, mit seiner guten Kinderstube zu protzen; verzeihen Sie mir, wenn ich das jetzt tue und Ihre Frage dahin beantworte: Weil ich gut erzogen bin."

k. v.

Aha!
Die edelsten Weinsorten im Iran werden in ausgehobenen Gruben gezüchtet. Untersuchungen haben nämlich ergeben, daß die Trauben, die am tiefsten, also dem warmen Erdboden am nächsten hängen, stets die süßesten sind.
Aha! Deshalb sind auch die Trauben, die höher hängen, manchmal so sauer. Z. B. wenn sie so hängen, daß ein Fuchs sie nicht erreichen kann.

v. b.

DORF ZUR NACHT

Gleich dem Kerne einer Frucht
liegt das Dorf in dunkler Ruh.
Pflug und Bauer, Pferd und Rad,
alles schläft dem Leben zu.

Nur der Glockenruf geht um,
schwingt die Stunden durch die Nacht,
leise, wie in Sorgen bang,
daß vor Tag ein Herz erwacht.

Hermann Koser

Beweis unnötig
Balzac verkehrte viel in dem berühmten literarischen Salon der Prinzessin Bagration in Paris. Eines Abends unterhielt man sich über die Frauenseele, und eine neben dem Dichter sitzende Dame schwärmte ihn an: „Wie gut kennen Sie doch die Frauen, Meister!"
Balzac nickte: „Ja, ich kenne die Frauen so gut, daß ich einer Frau nur einmal in die Augen zu sehen brauche, um ihren ganzen Lebensgang zu wissen. Darf ich Ihnen das einmal beweisen?"
Die Dame sah ihn bestürzt an: „Oh, Meister, das ist gar nicht nötig. Ich glaube Ihnen das auch so!"

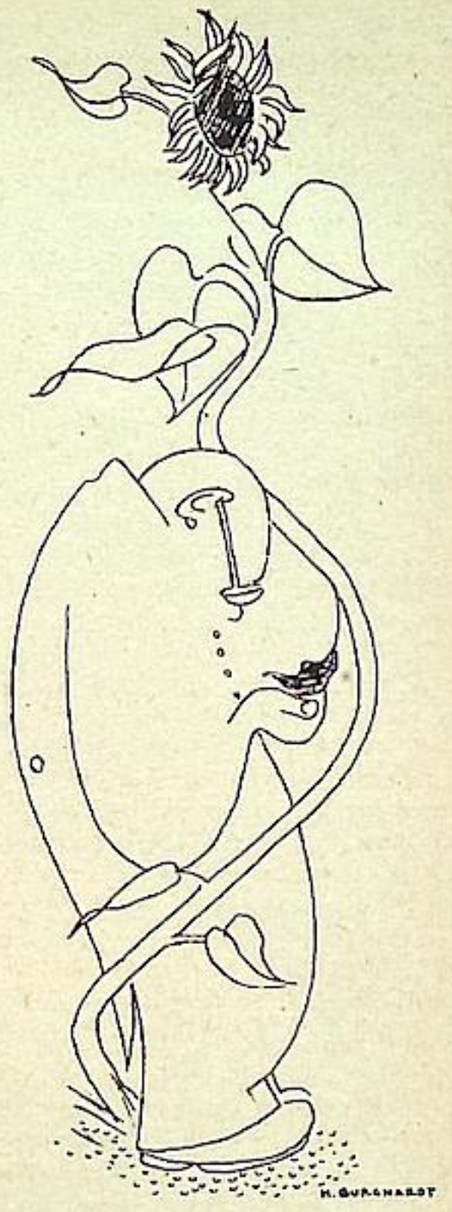
a. s.

Es geht alles vorüber . . .
Als Friedrich Wilhelm III. von Preußen nach einer langen Regierung gestorben war, mußte man sich erst daran gewöhnen, nicht mehr im Hochsommer Königs Geburtstag zu feiern, sondern im Herbst.
Nicht jedem wurde das leicht. So beschwerte sich eine alte Dame mit Tränen über die neue Zeit, die ihr nicht mehr erlauben wolle, wie sie dies doch seit 43 Jahren in treuem Patriotismus getan, ihres Königs Geburtstag am 3. August zu feiern. Sie sagte: „Es wird auch alles anders — nun soll mit einem Male Königs Geburtstag statt im Sommer am 15. Oktober sein!"

a. s.

Berechtigter Zweifel
In einem Krankenhaus zu Rendsburg wurde eine 35jährige Hebamme von gesunden Drillingen, einem Knaben und zwei Mädchen, entbunden.
Was lag da nun bei dem hierbei tätigen Klapperstorch vor? Gerechtigkeitssinn oder — Vergeltungstrieb?

v. b.



PHILOSOPHISCHES

Auch ohne Attest
Georg Christoph Lichtenberg, der ebenso witzig wie schlagfertig war, traf in einer Göttinger Gesellschaft mit einem Schauspieler zusammen, der ganz unberechtigt eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten hatte. Man sprach natürlich über Theatersachen, und dabei sagte der Mime bekümmert und ärgerlich zugleich, es stehe mit seiner Gesundheit nicht gut, aber sein Direktor verlange stets erst das Attest eines Arztes, ehe er ihm glaube, daß er nicht spielen könne.
Lichtenberg wiegte bedauernd den Kopf: „Ich verstehe Ihren Direktor nicht. Ich meinerseits würde Ihnen ohne jedes ärztliche Attest glauben, daß Sie nicht spielen können."

a. s.

VITAMINE UND HORMONE

Vitamine und Hormone,
wissenschaftlich schon Barone,
sind Produkte aus Gemüsen
und Erguß intakter Drüsen.
Daß der Mensch dies recht begreife,
blindlings sich darauf versteife:
hat man obige Extrakte
durch die Medizin, exakte,
mittels Zeitung und Prospekte,
durch Reklame, weitgestreckte,
seinem Hirne eingebohrt,
daß er lustig darin schmort
und erweislich überlegt:
daß die Welt sich erst bewegt,
der Gedanke ihn nur juckt,
weil er solches Zeug verschluckt. —
Überhaupt die Erdenschwere,
nachgefühlteste Misere,
Pech und Unheil (grobe Schlinge),
anonyme Zufallsdinge —
seien — sagt man — erst gegeben,
weil das menschgeword'ne Leben
Mangel habe an Supinen,
an Hormonen, Vitaminen! . . .

Dilhuit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0046
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Naumburg. J. Die „Mitteldeutsche National-Zeitung“ Nr. 316 meldet aus Zschornewitz: „Ein wildes Kaninchen lief auf dem Heimweg von der Arbeit dem Baggerführer Johannes Degenhardt von hier in das Fahrrad.“

Zu welcher Arbeit wilde Kaninchen jetzt auch eingesetzt werden? Wahrscheinlich zur Auflockerung des Bodens durch die Anlage ihrer Röhren.

Lübeck. G. W. Die „Lübecker Zeitung“ Nr. 237 schreibt über die Verhältnisse in Guatemala: „USA.-Instrukteure modeln die guatemaltekische Wehrmacht mit ihren gepreßten Soldaten. Es wird aufgekauft, überall tauchen Yankees auf. Und Judenemigranten als eifrige Helfer. Seit 1933 arbeiteten sie alle. Greuelfluten ergießen sich aus Presse, Rundfunk und Kinos über das Land. Die fünfte Kolonne, Invasion, Gestapo . . . immer wieder neue Schreckensmähren.“

In Guatemala gibt es bekanntlich noch wilde Pferde. Besonders grauenerregende Tiere werden als Schreckensmähren vorgeführt.

Lüdenscheid. Dr. Schr. In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ Nr. 520/21 heißt es in einer Erzählung: „Es war im Salon der Herzogin von Abrantes, in deren Versailler Wohnung, ein Lustraum nach Waterloo. Man saß im Halbkreis um das müde Kaminfeuer — ein paar Damen, ein paar Militärs; das Kerzenlicht lag warm über der verblassenden Vergoldung der strengen Prunkmöbel. Man sprach, wie stets, von damals und vom Kaiser.“

Ob's ein Lustraum nach dem Tage,
der dereinst des Korsen Grab,
in Versailles, das ist die Frage,
wohl schon einen Lustraum gab?

Frankfurt a. M. In der „Frankfurter Zeitung“ Nr. 597/98 haben wir folgendes Heiratsgesuch gefunden: „Leitender Ingenieur mit vornehmer Lebensauffassung, gutem Einkommen, Mitte Dreißig, natur- u. sportliebend, besonderen Sinn für schönes Heim, Musik und Gesang, sucht eine liebe Ehegefährtin mit vorzüglichem Charakter. Gute Technikum-, Hochschul- u. Handelshochschulbildung sowie gute Erfahrung in Feinmechanik, Chemotechnik, im Maschinenbau und Baufach kommen auch für evtl. eigenen Betrieb sehr zustatten. Ausführl. Zuschriften, mögl. mit Bild, erbeten.“

Es ist ein bißchen reichlich viel, was dieser Ingenieur von seiner Braut verlangt. Ob sich da viele Damen melden werden?

Arnstadt. A. T. Z. Eine stimmungsvolle Plauderei von Walter Bauer in der „DAZ“ vom 10. Dezember 1942 über Seumes Aetnabesteigung im Jahre 1802 beginnt mit dem Satz: „Fünfzehn Jahre, nachdem Goethe mit einem Ruf seliger Freude Palermo und die Goldmuschelbai in seinem Blick hatte aufstrahlen sehen, im Frühling 1802, betrat ein anderer deutscher Reisender die Königin der Inseln.“

Eine Königin, überhaupt eine Frau, sollte man nicht betreten. Man denke an Schillers „Ehret die Frauen!“

DER HANDSCHUH

Ein Handschuh, ziemlich gut erhalten,
liegt auf der Straße — ohne Sinn.
Wer, fragt man, warf ihn wohl dorthin,
und tat's zum Trotz was für Gewalten?

Und sitzt vielleicht nun voll Erwarten,
ob einer wagt den nächsten Schritt,
den Handschuh aufnimmt und sich „Schmitt“
verb-eugt und finster tauscht man Karten.

Allein das Faustrecht ist erloschen.
Den Handschuh fand der Trödler Pohl
und ohne Sinn für das Symbol
verkauft er ihn — um einen Groschen.

Thom

Feldpost. Sie schicken uns den „Wilhelmshavener Kurier“ vom 23. Oktober, in dem unter „Verkäufe“ folgendes ausgeschrieben ist: ‚Kücheneinrichtung 120 RM., Spiegel mit Kommode 30 RM., verschiedene Lampen 3—20 RM., Wandhur 30 RM. Verkauf Sonnabend ab 15 Uhr.“

Ohne genaue Kenntnis der einzelnen, zum Verkauf angebotenen Gegenstände können wir uns über die Frage, ob die angesetzten Preise angemessen sind, nicht äußern.

Wien. Im „Neuen Tagblatt“ Nr. 325 finden wir folgendes Heiratsgesuch: „Akademikerin, 25, klug, begabt u. trotzdem hübsch u. reizvoll, s. Ehepartner von gr. Vielseitigkeit.“

Wenn diese kluge und begabte Akademikerin kein Blaustrumpf ist, dann kann sie ruhig schreiben: und zudem hübsch und reizvoll.

München. Das „Neue Wiener Tagblatt“ Nr. 328 veröffentlicht folgendes Heiratsgesuch: „Höherer Akademiker pass. Alters, sicherer Lebensstellung, von 53j. geb. vollschlk. Witwe, anhanglos, 2 Häuser u. Grundbesitz, Provinz, zw. Ehe ges. U., ‚Bastler bevorzugt‘.“

Unter den Akademikern, zumal unter den höheren, sind erfahrungsgemäß Bastler sehr selten.

Passau. Im „Neuen Wiener Tagblatt“ Nr. 328 haben Sie folgendes Heiratsgesuch gefunden: „Fesche 43j. Geschäftsfrau, schuldl. gesch., s. herzensguten schlk. Mann, höh. Posit., blaue oder graue Augen, 47- bis 55j., zw. Ehe. U. ‚Violinspiel erwünscht‘!“

Wenn Sie sich für diese Anzeige interessieren, so melden Sie sich ruhig auch mit braunen oder schwarzen Augen. Liebe macht blind, besonders bei Violinspielern.

DAS KOCHBUCH

Ein Kochbuch gab, durch Erfahrung weise,
die Mutter ihr mit nach der Hochzeitsreise.
„Halts fest“, sprach sie, „und laß dir sagen:
die Liebe des Mannes geht durch den Magen!“

Die junge Frau hats heiliggehalten,
das Kochbuch studiert durch alle Spalten,
und was ihr Mann nur essen gemocht,
das hat sie nach diesem Kochbuch gekocht.

Und ihm — das sagte er mir ganz ehrlich —
ihm ist es gleichfalls unentbehrlich:
des Abends durchsucht er es Blatt für Blatt,
was das war, was er mittags gegessen hat.

Trotzdem ist er, von dem wir hier lesen,
sein Lebenlang sehr glücklich gewesen!
Dies Kochbuch bewies, man muß es hier sagen:
es gibt auch — Liebe ohne den Magen!

v. b.

Berlin. E. S. In der „Berliner illustrierten Nachtausgabe“ Nr. 198 heißt es unter „Tausch“: „Tausche elegante Schuhe, 38, gegen leiche, 36½, möglichst weiß.“

Da ist wohl an einen toten weißen Stallhahn gedacht?

Leipzig. Im „Neuen Wiener Tagblatt“ Nr. 109 heißt es im Heiratsgesuch einer 35-jährigen Dame: „Wenn Notar, Anwalt, Arzt gern Mithilfe, da versiert. Strengste Diskretion. Anonym zwecklos.“

Wenn diese Dame so vielseitig versiert ist, dann ist doppelte Vorsicht geboten.

Michendorf. I. T. Die „Potsdamer Tageszeitung“ Nr. 286 schreibt: „Wir verdunkeln Sonnabend abend um 16,48 Uhr bis Montag früh um 7,25 Uhr.“

Sieghaft strahlt in gold'nem Schimmer
Potsdams Stern durch dunkle Nacht,
ob den ganzen Sonntag immer
ihr's auch noch so dunkel macht!

Glatz. Dr. D. Ihnen ist zur Abwechslung mal ein Druckfehler im „Kladderadatsch“ aufgefallen. Wir danken Ihnen für die Aufmerksamkeit. Im Leitartikel des Heftes Nr. 50 heißt es: „. . . wen Gott liebt, den züchtet er . . .“ Zugegeben, daß der Verfasser gesagt hatte „. . . züchtigt er“. Dennoch gibt auch der „züchterische“ Gesichtspunkt, der Sie erheitert, einen Sinn: — ist doch da von den englischen Plutokraten die Rede, die, soweit es nicht Juden sind, wahrlich „hochgezüchtet“ sind, was als eine Gnade Gottes angesprochen werden kann. Wenn diese hochgezüchteten Lords nun aber „überzüchtet“ sind, so entspricht das einer „Züchtigung“ — insofern dann nämlich aus der Gnade ein Fluch wird: — diese ihrem Volk entfremdeten Spätlinge richten sich selber durch Raubbau an Volk und Land zugrunde. Was zu beweisen war!

Löhrstorff. M. P. In den „Wagrisch-Fehrmarn'schen Blättern“ Nr. 285 ist ein „Zuchtochse (16½ Ztr. schwer)“ zum Verkauf ausgeschrieben.

Mag euch in des Krieges Tagen
imponieren dies Gewicht,
laßt euch im Vertrauen sagen:
Springen kann der Ochse nicht!

Feldpost. Die „Coburger Nationalzeitung“ Nr. 257 veröffentlicht folgende Ehrenerklärung: „Die gegen die Ehefrau E. F. ausgesprochene Beleidigung nehme ich zu meinem größten Bedauern zurück.“

Der Mann ist ehrlich.

Deshalb schickt den
Kladderadatsch
an die Front!

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Stellvertreter: Betty Fiedler, Berlin — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf: 16 55 01. Postscheckkonto: Berlin 207 81 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N.Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0047

© Universitätsbibliothek Heidelberg

G. 5442

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

LONDONER MORGEN *„Jimmy sagt immer: ‚Wir tanzen auf einem Vulkan‘.‘ Aber von seiner Hitze hab ich noch nichts gespürt..“*

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0048

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Kladderadatsch

NUMMER 4 · 96. JAHRGANG · BERLIN, 24. JANUAR 1943 · PREIS 30 PF.

36

Ms.d. Lesehalle Heidelberg

DES LÖWEN ANTEIL

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0049

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Zweierlei Irrsinn

Mr. Roosevelt äußerte, es gebe Leute, die Washington für ein Irrenhaus halten. Er wolle mit ihnen nicht polemisieren, sondern nur feststellen, daß in den USA. wirklich „irrsinnig" für den Krieg gearbeitet werde und daß die Achsenmächte sicher nur zu gern ein Stück dieses Irrsinns achteten. Schon vorher hatte die Frau des Herausgebers von „Life" geäußert, die USA. seien ein Irrenhaus, das von seinen Insassen selbst verwaltet werde. . . .

Nun sind wir glücklich wieder mal so weit: Wenn irgendwo in der Welt ein Wahnsinn ausbricht, dann halten sich die Irren für die einzig Normalen. Das ist nicht nur eine medizinische, sondern auch eine politische Tatsache, die sich immer neu bestätigt. Die Gitterstäbe der Irrenhäuser sind rund, und es steht jedem, der sie von hüben oder drüben betrachtet, frei, sich auf ihrer Außenseite zu wähnen.

Zwischen der politischen und der medizinischen Beobachtung dieser Art gibt es nur einen kleinen Unterschied. Der Irre, den der Arzt einsperrte, läßt sich auch durch die Kleinheit seiner Zelle nicht in dem Glauben beirren, daß er der Kaiser von China, Julius Cäsar oder der liebe Gott sei. Ihm macht es nichts aus, daß seine Welt nur ein Atom der großen Erde umfaßt. Denn wenn der Glaube Berge versetzt, dann läßt der Irrglaube Gebirge auf der flachen Hand wachsen. Jene Menschen des Altertums und jene Primitiven, die heute noch dem Irren eine scheue Verehrung entgegenbringen, weil sie im zerstörten Geist das Überirdische ahnen, haben gar nicht so unrecht: Gitterstäbe sind ein unvollkommenes Gefängnis, wenn der sinnvolle Wahn glaubt, daß die Welt die Zelle und die Zelle die Welt sei.

Die Sache mit dem politischen Wahnsinn ist anders. Das Beispiel Roosevelts lehrt das. Bei ihm begann die Sache mit der westlichen Hemisphäre. Wissen Sie noch, wie er sich abriegeln wollte von der übrigen Welt, wie er den Engländern als erstes den Gedanken der splendid isolation klaute und wie wir alle erwarteten, daß er einen Stacheldraht durch den Atlantik ziehen würde, um auf jener Hemisphäre ruhig zu sitzen — ohne das Nadelkissen der Osthälfte unserer alten Erde? Damals wuchs die fixe Idee, daß die Vernunft der Welt sich zu ihm, Franklin D. Roosevelt, geflüchtet hätte.

Im Gegensatz zu dem Irren, den der Arzt einsperrt und den die Naturvölker wie einen Heiligen verehren, fehlt dem politisch Wahnsinnigen die philosophische Gelassenheit, die in der Rundung der Gitterstäbe den Trost findet für die Kleinheit der eigenen Welt. Der vom politischen Wahn Besessene fühlt sich so lange beengt, eingesperrt und bedroht, bis er tatsächlich die Welt umschritten hat. Ihm ist auch die halbe Erde noch unerträglich wie eine kleine Zelle.

So kommt es, daß der politische Irre keinen Arzt findet, der die Grenzen seiner Welt polstert, damit er sich den Schädel nicht einrennt. Er findet niemanden, der in seinem Wahn das Göttliche entdeckt, wie er auch keinen hat, der ihm Brom gibt zur Beruhigung. Ihm gegenüber hilft nur das älteste aller Heilmittel gegen den Wahnsinn, der Aderlaß. Aber auch hier nicht der Aderlaß durch einen besorgten Medizinmann, der den Patienten väterlich fragt, ob ihm nun besser sei. Es ist der Aderlaß, der den Lebensquell öffnet und rücksichtslos offenhält, bis er versiegt. Na ja, so weit ist es nun mit Roosevelt gekommen. Da das wohltätige Polster fehlte, mußte er sich den Kopf blutig rennen bei den Salomonen im Pazifik, vor Nordafrika, im Atlantik und an mancher anderen harten Stelle. Und wie es das Unglück will: Jetzt gibt es harte Wände, an denen Roosevelt sich stößt, sogar innerhalb des Raumes, den wir ihm als Irrenreservat so gern gelassen hätten, nämlich der westlichen Hemisphäre.

Wenn jemand glaubt, der Kaiser von China, Julius Cäsar oder der liebe Gott zu sein, dann soll man nichts gegen diesen Glauben sagen. Die Menschen sind glücklich in ihrem Glauben. Ein Glück, das keinen anderen stört, gehört zu dem Erfreulichsten, was es gibt. Man soll es nicht zertrümmern.

Aber wenn jemand Kaiser von China, Julius Cäsar oder der liebe Gott werden will, dann ist die Sache anders. Dann muß man etwas dagegen tun. Und wenn so ein Narr nicht ablassen will von seinem Vorhaben, dann muß man sein Irrenhaus, von dem aus er die Welt bedroht, anzünden. Leider kann man dann keine Rücksicht auf diejenigen nehmen, die unter die Irren geraten sind, ohne irre zu sein.

Hanton

Feine Leute

Nirgendwo wird ihm mehr wohl,
dem Verräter, Herrn de Gaulle.
Als Darlan kaum abgetan,
rückten gleich drei andre an,
und bald war es ein Problem:
„Wer hälts eigentlich mit wem?"

Seines Daseins wird nicht froh
auch der Ehrenwort-Giraud.
Schützt ihn Mister Eisenhower?
Liegt der Mord schon auf der Lauer?
Blüht vielleicht des Glückes Lenz
morgen schon der Konkurrenz?

Angstlich schaut dem Treiben zu
auch der General Catroux.
Man ging dran, ihn „abzulösen",
und wer zahlt nun seine Spesen?
Gestern stolz noch in Algerien,
heute zwangsweis' schon in Ferien!

Und es schwillt wie ein Ballon
schon der Kopf Herrn Boisson,
während Exzellenz Nogués,
ist vor Angst so weiß wie Käs.
Gestern der – und dieser heute – –
Feine Leute! Feine Leute!

Während noch die Meute kläfft
und sich rauft um das Geschäft,
kommt das deutsche U gezogen
und gießt Öl auf alle Wogen.
Das Schicksal zum Verräter spricht:
„Die Tanker, Herr, bekommst du nicht!"
Zittert nun um eure Beute,
feine Leute, feine Leute!

rolfs

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0050

© Universitätsbibliothek Heidelberg

gegen die-
chen sind
Ein Glück,
rt zu dem
an soll es

on China,
tt werden
ers. Dann
Und wenn
l von sei-
man sein
Welt be-
man dann
nehmen,
ind, ohne
Hanton

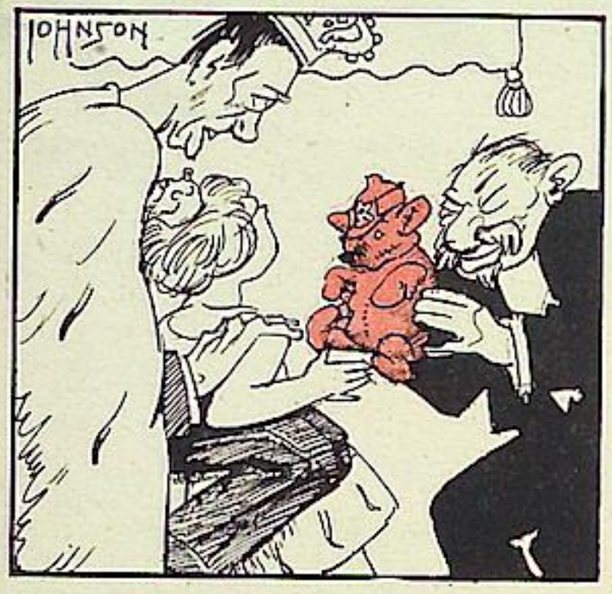
MOHRENWÄSCHE

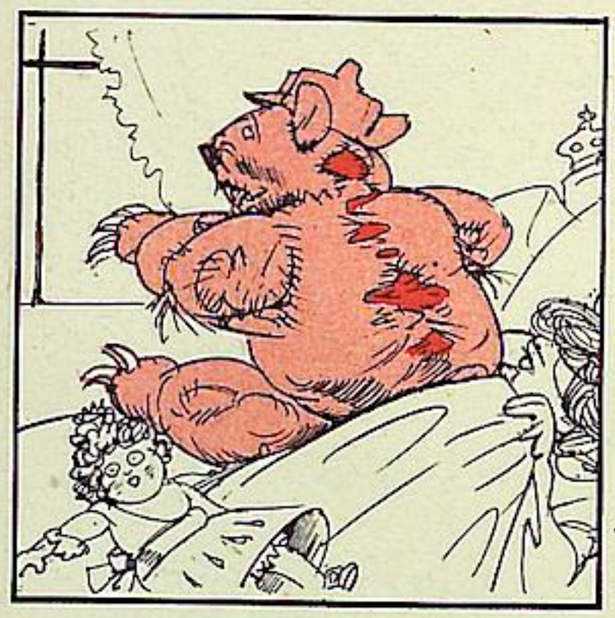
Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0051
© Universitätsbibliothek Heidelberg

BILDER ohne Worte

EIN GEFÄHRLICHES GESCHENK





Kladderadatsch

CHRONIK

Kommentar überflüssig

„Manchester Guardian" schreibt: „Eine solche Demoralisierung, wie sie gegenwärtig in britischen Regierungskreisen Indiens besteht, hat es nie zuvor gegeben."

*

Nachdem in den Veröffentlichungen des Hauptquartiers Mac Arthurs in gewohnter Großzügigkeit bereits Vorschußlorbeeren wegen eines angeblich entscheidenden Sieges über die Japaner verteilt worden waren, stellte der australische Kriegsminister Forde jetzt fest: „Gewisse Kommentare haben die Erfolge im südöstlichen Pazifik als einen Wendepunkt in diesem Krieg hingestellt. Obwohl ich hoffe, daß dieser Punkt erreicht ist, handelt es sich hierbei nur um eine reine Hoffnung. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Australien auf neue und kräftige japanische Offensiven vorbereitet sein muß."

*

Das Sowjet-Regierungsblatt „Iswestija" stellt über die Lage im Kohlenbecken von Leninsk (Westsibirien), nach dem Verlust des Donezbeckens das wichtigste in der Sowjetunion, fest: „Die Förderung geht immer mehr zurück und das ist auf die katastrophale Lage der Arbeiter zurückzuführen. Niemand betreut sie, niemand kümmert sich um sie. Den Arbeitern fehlt es buchstäblich an allem. Sie haben keine Schuhe, keine Löffel, keinen Stuhl und keinen Tisch. Es fehlt an Unterkünften, Schlafräumen, Speisehäusern, Waschgelegenheiten und medizinischem Personal. Die vorhandenen Unterkünfte sind vollständig verdreckt und ein Paradies für Wanzen. Die Arbeiter schlafen auf dem kahlen Fußboden, aber niemand von den Leitern gönnt diesen Unterkünften auch nur einen Blick."

Rooseveltscher Rekord

Aus einer Aufstellung des militärischen Sachbearbeiters der „New York Times" geht hervor, daß nordamerikanische Soldaten zur Zeit an mehr als fünfzig Punkten der Welt stationiert sind.

Roosevelt wollte nicht nur seinen größten Krieg aller Zeiten, sondern er will auch einen Rekord in globaler Kräftezersplitterung aufstellen.

k. v.

Heuchler

Ein nordamerikanisches Blatt wettert gegen die Moral der leichten Mädchen, die sich dem Kriegsministerium zu Werbezwecken zur Verfügung gestellt haben.

Erst versklavt man sie, dann verkauft man sie und dann bespeit man sie — das ist USA.-Moral!

p. b.

VOM RÄUCHERN

In einer Rede vor dem amerikanischen Journalistenverband sagte Willkie, er würde Churchill wegen dessen Weigerung, die Zukunft des Empires zu diskutieren, am liebsten ausräuchern.

Jetzt wird die Sache gefährlich,
fast glaubt man schon, es tagt,
denn dieser Willkie war ehrlich
und meint auch, was er sagt.

Bald holt er Reisig zusammen,
denn groß ist der Bedarf:
es müssen doch lodern die Flammen,
wenn er auf Churchill so scharf!

Wird alles nötig gebrauchen,
was er zusammenfegt,
weil Churchill doch grade mit Rauchen
'nen ziemlichen — — Puff verträgt!

v. b.

Die Frage

Die Mehrzahl der Zwischenfälle in Algerien ist auf die von den Nordamerikanern aus den Gefängnissen befreiten kommunistischen und sonstigen verbrecherischen Elemente zurückzuführen. Allein in Algier wurden von befreiten Gefangenen zwölf Morde verübt.

Ob das nun die Gangster unter den USA.-Soldaten als unliebsame Konkurrenz oder als willkommene Unterstützung ansehen werden?

k. v.

Napoleon hat's schon gewußt

Als Napoleon — nach 1806 — einmal wieder durch Weimar kam, hatte der Bürgermeister der Goethe-Stadt den Mut, den allgemeinen Wunsch nach Frieden ihm gegenüber auszusprechen. Napoleons Antwort lautete: „Solange die Engländer Geld haben, die Welt zu korrumpieren, kann's keinen Frieden geben."

e. w.

Schiffsbau in USA.

Die „Washington Post" meint, man habe in den USA. in bezug auf den Schiffsbau schon phantastische Ergebnisse erzielt, aber die genügten leider nicht, um das Tonnage-Bedürfnis ausreichend zu befriedigen.

So ist das mit „phantastischen" Ergebnissen!

k. v.

Londoner Zimmerschmuck

„. . Ist es dir recht, Daddy, daß ich dieses reizende Porträt des Präsidenten Roosevelt hier aufgehängt habe?"
„Mir wäre es lieber, er hinge selber . ."

Gebesserte USA.-Moral

Im englischen Oberhaus wurde über die zunehmende Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in England debattiert und dabei durch einen Abgeordneten, der zugleich ein bekannter Arzt ist, festgestellt, daß an dieser „Aufwärtsentwicklung" nicht zuletzt die nordamerikanischen Soldaten schuld sind.

Die USA. wollen eben von England nicht nur immer Stützpunkte nehmen und Dominien erben, sondern sie wollen zum Ausgleich dafür auch einmal etwas geben. Sie haben sich vielleicht wieder auf den alten Moralsatz besonnen: Geben ist seliger denn nehmen.

k. v.

Gespensterposten

Die holländischen Emigranten in London haben in Moskau eine „Gesandtschaft" errichtet. Zum ersten Gesandten dieser Schneemänner wurde Baron von Breughel-Douglas ernannt.

Da hätten wir also auch in der Diplomatie, wie bisher schon in der Kunstgeschichte, einen Höllen-Breughel.

atz.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0052
© Universitätsbibliothek Heidelberg

„New Statesman and Nation" (London) schreibt: ‚Französisch-Nordafrika ist ein Tümpel geworden, dessen Gestank der Sache der Alliierten schadet. Es besteht die Gefahr, daß dadurch die britisch-amerikanischen Beziehungen vergiftet werden.'

ANRÜCHIGE GESCHÄFTE

„Unter uns, lieber Franklin: Ihre Weißbuchaffäre stinkt ja zum Himmel . . ."
„Sie haben's nötig, Churchill! Der Fall Darlan zum Beispiel . . ."

Verfrühter Jubel

Die Londoner „Times" freut sich, daß Wendell Willkie seine Ansicht über das britische Empire endlich geändert hat und es nunmehr eine prächtige und nützliche Einrichtung nennt.

Der Jubel der „Times" ist unangebracht; wenn ein führender Yankee das behauptet, dann meint er damit nur, daß das britische Empire ein prächtiges und nützliches Erbstück ist. k. v.

Man kann nicht wissen

Ein spanisches Blatt meint, der britische Löwe belle wie ein heiserer Hund.

Vielleicht ist es sogar ein heiserer Hund? p. b.

Wettbewerb

Um die Fertigstellung neuer Schiffe zu beschleunigen, regt „Daily Mirror" an, wieder, wie seinerzeit im ersten Weltkrieg, Wettbewerbe im Nieten in Gang zu setzen.

An Nieten selbst herrscht dort rauher Überfluß. h. k.

Leitungen

In einem Leitartikel sagt „New Chronicle": „England braucht eine neue Auffassung über das Ziel und die Technik der Demokratie, es braucht eine neue Leitung, einen neuen politischen Glauben."

Sehr richtig, besonders das mit der neuen Leitung. Zwischen dem Anfang und dem Ziel der Demokratie bestand immer eine reichlich lange Leitung.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0053
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Steckbriefe

DOUGLAS MILLER

Nach Deutschland kam einst übers Meer herüber
Herr Douglas Miller, der Devisenschieber.
Herrn Roosevelts Spezi ist er jetzt,
er schimpft und faucht, er lügt und hetzt.
Wenn schon! Nach unserm Sieg wird wieder stiller
der Miller!

WILLIAM BULLIT

Ein feiner Herr, der Bullit hieß,
vertrat die Yankees in Paris,
er hat den Frieden sabotiert,
hat unentwegt den Haß geschürt!
Doch, seid gewiß, auch er erlebt:
„Wer andern eine Grube gräbt ---"

CLERK GREW

Weil dieser Mann in Tokio saß,
verlor er nicht das Augenmaß
und schrieb Herrn Roosevelt manchen Brief
„Ein Krieg mit Japan, der geht schief!"
Den Botschafter hat Franklin wohl gehört,
doch ihm zu glauben, schien ihm hirnverbrannt.
Und nun hat ihn die Wirklichkeit belehrt,
jetzt kriegte er „den Glauben in die Hand."

— icv —

Kladderadatsch

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

Kulturträger

Unsere Feinde — allen andern voran die Yankees — kämpfen bekanntlich gegen „nazistische Barbarei", für die „Erhaltung und Mehrung der Kultur". Nun wissen wir zwar längst, daß gerade die USA.-„Kultur" eine Mischung aus Kuriositäten-Kabinett und Schreckenskammer darstellt, aber es kann nicht schaden, wenn dieses Wissen von Zeit zu Zeit erweitert und vertieft wird. Zum Beispiel durch amerikanische Meldungen wie diese hier: „Unter dem anspruchsvollen Namen ‚Die Kunst des Jahrhunderts' findet zur Zeit in New York eine Kunstausstellung statt. Die Besucher schauen durch ein Guckloch und können, wenn sie an einem großen Rad drehen, die einzelnen Kunstwerke an sich vorüberziehen lassen. Die Zeitschrift „Time" erwähnt vor allem ein Gemälde von Marcel Duchamp, das eine Herrentoilette darstellt. In einem anderen Raum hängen an gebogenen Wänden ungerahmte Bilder. In Abständen von zwei Minuten ertönt in diesem Raum der Lärm eines heranbrausenden U-Bahn-Zuges. Dann erlöschen auf der einen Seite der Galerie die Lampen und flammen an der anderen Seite wieder auf. Der Ausstellungsleiter, dem diese optisch-akustische Unterstützung der Kunstbetrachtung zu danken ist, erläutert ihren Sinn folgendermaßen: „Wir, die Erben des Chaos, müssen die Architekten einer neuen Einheit werden." Zur Belebung der Ausstellung wurden außerdem Schuljungen engagiert, die mitten zwischen den Zuschauern Fußball spielen." —

Soweit die Meldung aus Gottes eigenem Land. Wenn man sie liest, ist man zunächst geneigt, an einen Bierulk zu glauben, mit dessen Hilfe einige smarte boys vertrottelten Geldbesitzern und dekadenten Snobs das Geld aus der Tasche locken. Aber die geschilderte „Kunstausstellung" ist mehr als bloß ein Dummjungenstreich. Sie repräsentiert wirklich und wahrhaftig das Roosevelt-Amerika. Daß man dort die Guckkastenbilder, die man bei uns nicht einmal mehr auf dem Schützenfest in Schilda oder auf der Kirmes in Kyritz an der Knatter vorführen dürfte, ohne mit harten Gegenständen beworfen zu werden, als letzten Schrei des „Surrealismus" ausgeben kann, hat irgendwie seine Berechtigung in einem Lande, das eben noch nicht weiter gediehen ist als bis zu einer Art hinterwäldlerischer Rummelplatzkultur. Aber daß als die bemerkenswerteste „Kunstleistung" die Darstellung einer Herrentoilette anzusehen ist, das grenzt ans Metaphysische. Das hat weit über die reale oder surrealistische Unästhetik hinaus Symbolwert: weiter als bis zur Herrentoilette reicht die Zivilisation der Rooseveltianer nicht. Ihr Besitz dünkt sie etwas so Außergewöhnliches, daß sie daraus den Anspruch auf Weltherrschaft ableiten und den englischen Herrn W. C. durch das amerikanische Herren-W. C. ersetzen wollen. — Aber weiter: das alle zwei Minuten sich wiederholende U-Bahn-Geräusch hat auch seinen besonderen Sinn: es stellt die amerikanische Kriegsproduktion dar: viel Lärm um Nichts, und sogar der Lärm wird immer von der gleichen Apparatur erzeugt, die eine Fülle von Arbeit und Leistung vortäuschen soll. Bleiben noch die Fußball spielenden Knaben! Sie spielen in einer Kunstausstellung die gleiche Rolle, die alle Yankees im Bereich der Politik, der Kultur und überhaupt in der menschlichen Gesellschaft spielen: sie belästigen die Mitwelt, richten Unheil an und suchen durch Albernheiten, die sie für Kultur halten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. — Falls aber einer der Kladderadatsch-Leser bei der Aufzählung der surrealistischen Kunstwerke ein Porträt von Eleanor vermißt haben sollte — ja, soviel Schönheit geht auf keine Kuhhaut, geschweige denn auf ein Bild!

Entweder — oder!

Wie aus Los Angeles gemeldet wird, beträgt dort die Zahl der jährlichen Verhaftungen gefährlich Betrunkener durchschnittlich fünfundsiebzig Tausend. Der Bezirksrichter hat jetzt angeordnet, daß diese Gewohnheits-Trinker in der Kriegsindustrie untergebracht werden sollen. Daraufhin hat man zunächst siebzig notorische Trunkenbolde der Reklame-Werft des Herrn Henry Kayser in Richmond zugeführt. Der Bürgermeister dieser Stadt protestierte gegen diese Maßnahme mit der Begründung, er habe selbst genügend Säufer in seiner Gemeinde und brauche diese nicht von außerhalb zu beziehen. — Uns scheint, daß sie alle drei recht haben: die Säufer, der Bezirksrichter und der Bürgermeister. Die Säufer sagen sich: „Um im Lande Roosevelts zu leben — noch dazu in unmittelbarer Nachbarschaft von Hollywood — muß man entweder wahnsinnig oder betrunken sein" und ziehen dies letzte vor. Der Bezirksrichter denkt: „Die Kriegsindustrie lebt in einem märchenhaften Zahlenrausch, und weil Rausch eben Rausch ist, werden die Alkoholberauschten in dieser Umgebung nicht weiter auffallen. Also: hinein mit ihnen in die Kriegsindustrie!" — Der Bürgermeister von Richmond jedoch erkennt ganz richtig, daß es ja die Aufgabe der Henry Kayser-Werft ist, ganz Amerika durch schwindelhafte Reklame besoffen zu machen, und daß die Außenseiter aus Los Angeles da nur stören. Denn, wenn es sich herumspräche, daß die Trunkenbolde zu Kayser abgeschoben werden, könnte die Öffentlichkeit schneller daraufkommen, daß dessen ganze Firma eine Schnapsidee von Franklin Delano Roosevelt ist. — Uns kann die Sache gleichgültig sein, denn — ob Zahlen- oder Alkoholrausch — der amerikanische Katzenjammer kommt so oder so!

Auch ein Kriegsziel

In einer seiner letzten Reden erklärte Herr Roosevelt, die US-Amerikaner kämpften für das Recht der Menschen, zusammen als Mitglieder einer Familie zu leben. — Das könnte ihm so passen! Er möchte es wohl so halten wie die Familie des seinerzeitigen Wunderkindes Jackie Coogan, die sich vom kleinen Kohn ernähren ließ, während die Eltern auf der faulen Haut lagen? Er möchte wohl als Familienvater den Braten tranchieren, selbst die großen Fleischstücke verzehren und uns die Knochen überlassen? Er möchte wohl die Familienkasse verwalten, und die anderen mit einem kleinen Taschengeld abfinden? — Nun — wir sind nicht der kleine Kohn, wir brauchen keinen Vormund — vor allem nicht beim Essen —, und wenn Franklin Delano Familienvater der Welt wäre, müßte man ihn wegen Schwachsinns entmündigen!

rs – rs.

GEDÄMPFTE WEISEN

„Wallstreet-Journal" schreibt: „Es ist nirgends ein Zeichen sichtbar und es besteht keinerlei Gewißheit, daß das Jahr 1943 den Anglo-Amerikanern den Sieg bringen wird."

Man merkt es drüben bei allen,
daß sie schon Zweifel stört,
weil man die Weisen, die schallen,
schon merklich — gedämpfter hört.

Wenn auch schon Schlachten gekämpft sind –
bescheidener wurden sie,
doch ob auch die Weisen gedämpft sind —
weise? Das werden sie — nie!

v. b.

Der USA

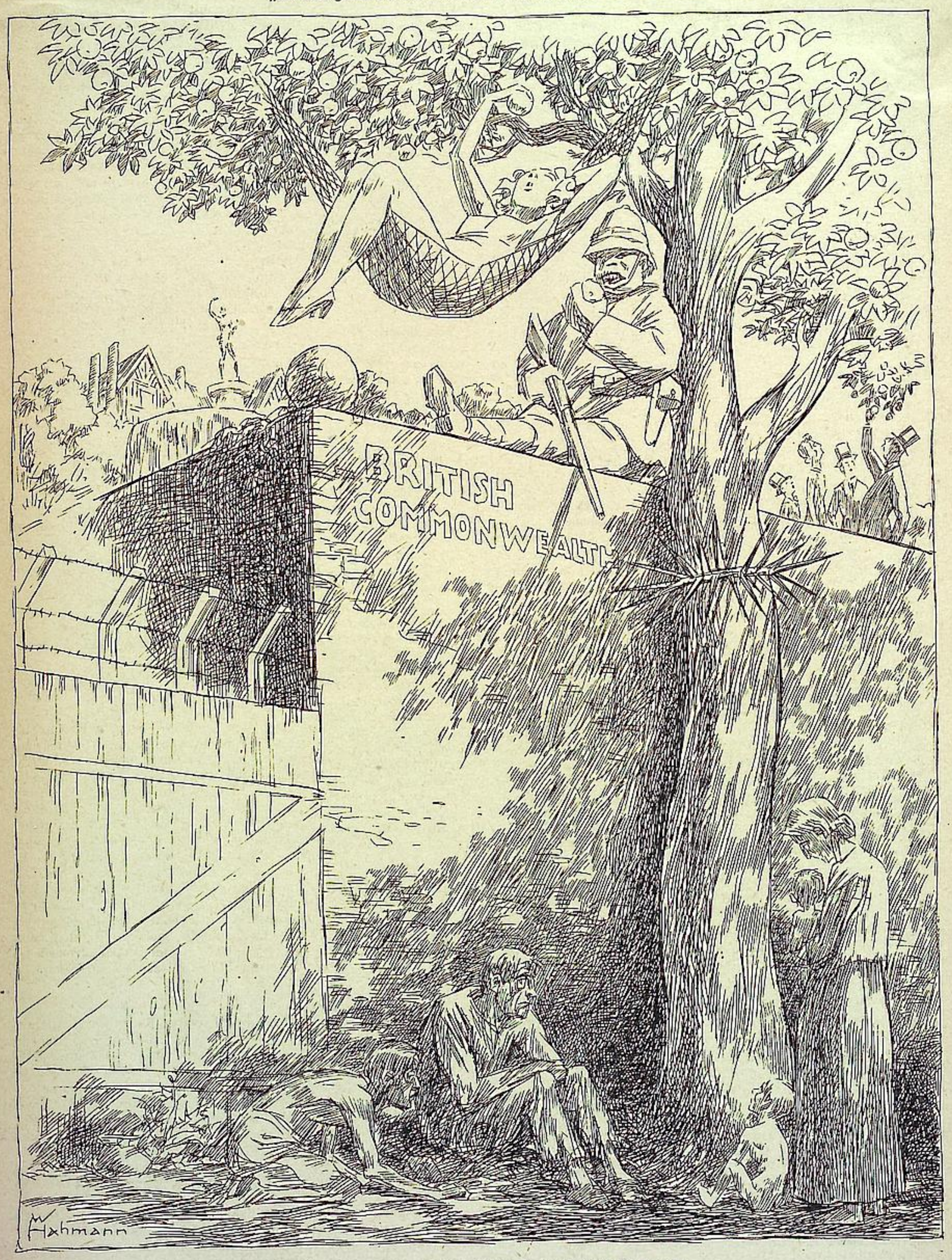
Die Le

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0054

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Der USA.-Journalist Clapper fällte in der Zeitschrift „Liberty" ein vernichtendes Urteil über die Kolonialpolitik der Demokratien: Sie hätten die Völker „im Hintergarten der Welt" sozial, kulturell und wirtschaftlich verkommen lassen.



DEMOKRATISCHE FREIHEIT

Die Leute im „Hintergarten" dürfen ganz nach freiem Belieben den Schatten des Baumes genießen, der auf ihrem Boden wächst.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0055
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Entdeckungsreise zum

Unter uns gesagt: meine U-Bahn ist gar nicht meine, sondern „meine" Bahn. Sie gehört in Wirklichkeit der Berliner Verkehrs-Gesellschaft. Ich nieße an ihr lediglich nutz. Ich liebe sie schon deshalb, weil ich bei ihr auf regelmäßige Beförderung rechnen kann, der ich doch sonst als Schriftsteller nicht einmal auf ein Avancement zum Rentner zählen darf, das weniger einer Rangerhöhung als vielmehr einer Pensionierung gleichkäme.

Ich liebe sie aber noch aus einem andern Grund: sie erschließt mir die weite, weite Welt. Sie verbindet sozusagen meinen Schreibtisch mit der Menschheit. In der halben Stunde, in der sie mich fast täglich befördert, habe ich schon die großartigsten Entdeckungsreisen gemacht, Entdeckungsreisen ins Land der menschlichen Seele, also zum Mittelpunkt der Welt. — Ich fahre nicht regelmäßig jeden Morgen eine bestimmte Strecke, sondern zu den verschiedensten Tageszeiten mal dahin und mal dorthin. Darin liegt der Reiz des U-Bahnfahrens.

Die regelmäßigen Gäste desselben Zuges oder gar Wagens kennen einander schon genau. Da gibt es nichts mehr zu entdecken. Und wenn einmal ein Fremdling mitfährt, straft man ihn mit Nichtachtung.

Ganz anders „meine" U-Bahn. Sie liefert mir Tag für Tag meinen Stoff zu Beobachtungen und zum Nachdenken. Ja, sie ermöglicht sogar eine systematische Einteilung der Menschen in gute und böse. — Sage mir, wie du U-Bahn fährst, und ich will dir aus Höflichkeit nur andeuten, was ich von dir denke.

Den meisten Fahrgästen „meiner" U-Bahn hat anscheinend in ihrer Jugend eine gewissenhafte und sachgemäße Berufswahlberatung gefehlt. Sie hätten nämlich Schlagerkomponisten werden müssen. Dafür zeugt ihr erstaunliches Anlehnungsbedürfnis. Wagen, in denen noch Platz ist, meiden sie ängstlich und zwängen sich lieber in die Abteile, deren drangvolle Enge eine gefüllte Heringstonne vergleichsweise als ideale Stätte für Freiluftgymnastik erscheinen läßt. Den Zugang erzwingen sie mit roher Gewalt: sie werfen einen schweren Koffer ins Wageninnere, sagen: „Nehmse doch die Beene weg!" und stoßen dann nach. Sie spielen sich als selbstbewußte Tatmenschen auf, aber in Wahrheit vertrauen sie nur auf den Umstand, daß von den eingezwängten Mitfahrern keiner eine Hand frei hat, die er in dem Gesicht des Kofferwerfers anbringen könnte.

Dann gibt es wieder andere, die haben den Satz „Lebe gefährlich!" in die falsche Kehle gekriegt. Das sind diejenigen, die mit Vorliebe erst dann die Wagentür aufreißen, wenn der Zug sich bereits in Bewegung gesetzt hat. Ob dabei ein an der Tür Stehender beinahe herausfällt, kümmert sie wenig. Noch ein wenig schnaufend, blicken sie sich triumphierend um, ob auch alle Anwesenden ihre „sportliche" Leistung bemerkt haben und genügend würdigen. In ihrem Gesichtsausdruck liegt etwas wie: „Ja, so sind wir! Tempo der Zeit! Immer auf dem Sprung!" — Warum scheuen sie sich eigentlich, der Aufforderung des Fahrdienstleiters „Zurückbleiben!" zu entsprechen, diese Armen? Sie sind ja ohnehin zurückgeblieben! Sie sind Kurzstreckendenker! Sie sind die ewigen Zuspätkommer; sie verschlafen immer die Zeit, und ihr „tolles Tempo" ist eine Spottgeburt aus Angst und Verlegenheit. Sie werden sich über kurz oder lang einmal den Hals brechen und es gar nicht merken, sondern unentwegt weiter in die fahrende Untergrundbahn springen.

Auch Frau Bramsig und Frau Knöterich benutzen „meine" U-Bahn. von dem Wunsch beseelt, man solle ihnen zart entgegenkommen. Im gewöhnlichen Leben haben sie es gar nicht gern, wenn man sie sitzen läßt, aber in der U-Bahn glauben sie, nur mit dem Mann gut zu fahren, der das tut. Sie sind zwar gut ausgeruht und wollen nur Tante Selma einen Kaffeebesuch abstatten, und der Mann, dessen Sitz sie beanspruchen, hat stundenlang — einen ganzen Arbeitstag hindurch

— an der Drehbank oder sonst an einem Werkplatz gestanden, aber das tut nichts. Sie verlangen von ihm etwas, das doch nur eine Angelegenheit des stillsten Kämmerleins sein sollte: liebevolle Behandlung.

Zum Ausgleich dafür halten sie es für unwürdig, die Tür zu schließen. Den „auf Nerz gequälten" Stallhasenpelz königlich gerafft, rauschen sie" — „was bin ich, was kann ich noch werden!" — in den Wagen hinein und harren des Negersklaven, der hinter ihnen die Pforte schließt. Wenn ich Psycho-Analytiker wäre, würde ich aus ihrer Vorliebe für weit geöffnete Türen auf die Besonderheit ihrer Weiblichkeit schließen. Aber ich schließe nicht, auch nicht die U-Bahntür hinter der stolzen Schönen, und wirke dadurch nur in den seltensten Fällen erzieherisch auf die Mitmenschen ein. Meist wirft sie mir einen Blick zu, einen Blick — — — Gott sei Dank, daß ich ihr nicht zart entgegengekommen bin und sie nur als Passantin kennengelernt habe — sozusagen als „vorübergehende" Gefahr!

Bemerkenswert ist aber auch der Fahrgast, der keinen Vordermann duldet. Ich meine nicht jenen Nassauer, der neben dir lauert, bis du, um auszusteigen, die Tür geöffnet hast, um dir dann einen Stoß in die Magengrube zu versetzen und an dir vorbei hinauszuschreiten. Ich denke vielmehr an einen sonderbaren Vorgang, der sich von Zeit zu Zeit in „meiner" U-Bahn wiederholt: Du stehst an der Tür eines völlig leeren Wagens. Plötzlich naht von dem andern Eingang her ein Lebewesen, läßt die unbesetzten Plätze rechts und links liegen und baut sich in seiner ganzen Größe vor deiner Nase auf. Wenn er auch nicht gerade Pfefferminze in der Tabakspfeife raucht wie Meister Arthur, so trägt er doch zumindest hochprozentigen Limburger Käse in der Tasche. Die Hand am Türgriff steht er vor dir, unbeweglich, monumental, und gibt dir auf der nächsten Haltestelle nur nach eindringlicher Ermahnung den Ausgang frei. Vom Bahnsteig aus be-

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0056

© Universitätsbibliothek Heidelberg

eise zum Mitmenschen

ırt aus Angst
einmal den
ɛgt weiter in

ɪne" U-Bahn.
kommen. Im
an sie sitzen
gut zu fah-
n nur Tante
ssen Sitz sie
ag hindurch

tanden, aber
nur eine An-
olle Behand-

ür zu schlie-
gerafft, rau-
" — in den
r ihnen die
ürde ich aus
derheit ihrer
h nicht die
nur in den
Meist wirft
ank, daß ich
assantin ken-
r!
Vordermann
uert, bis du,
nen Stoß in
szuschreiten.
ich von Zeit
er Tür eines
Eingang her
links liegen
uf. Wenn er
wie Meister
burger Käse
unbeweglich,
ur nach ein-
teig aus be-

merkst du dann, wenn der Zug weiterfährt, daß der Mann sich befriedigt setzt. — Woran mag er wohl leiden? Ist er bei der Beförderung zum Unterassistentenanwärter übergangen worden und will nun jeden Vordermann ausschalten? Hat er den schallsicheren Herrenhut oder den Stiftzahn mit Schwingachse erfunden, aber es steht niemand hinter ihm, der die Herstellung finanzieren will? Verwechselt er die Untergrundbahn mit einer Geltungsbedürfnisanstalt? — Man wird es nie erfahren, denn die U-Bahn fährt weiter. —

„Meine" U-Bahn! Geduldig und friedlich rollt sie über die Schienen und hat Raum für Typen wie für „Persönlichkeiten". Diese letzten sind es, die für Geselligkeit sorgen. Wie freut sich doch alt und jung, wenn ein Radaubruder im Wagen ist! Mit welcher behaglichen Anteilnahme verfolgt man seine Zornesausbrüche! Wie labt man sich an dem Gefühl: „Schön, daß ich nicht so ein Bursche bin!" — Wirklich: es ist erhebend. Ich denke da an jenen gestrafften „Endfünfziger", der — wo immer ich ihn antraf — Händel suchte. Sei es nun, daß er einen Nachbarn, der sich räusperte, den Kosenamen „Flegel" gab und daran einen längeren Vortrag über den Gebrauch des Taschentuches beim Husten knüpfte, sei es, daß er den Aufenthalt eines Dackels auf Frauchens Schoß mißbilligte, oder sich über das Mitführen von Kinderwagen erregte — immer lauschten alle Fahrgäste seinen Kapriolen der Sprechwerkzeuge voller Vergnügen! Wenn der Mann zum Schluß, den Hut in der Hand, sammeln gegangen wäre, hätte ihm keiner einen blanken Groschen verweigert!

Aber das schönste an „meiner" U-Bahn ist doch die Tür, die geschlossene Tür! Die klemmt nämlich zuweilen und läßt sich nur schwer öffnen. Haben die Umsitzenden das bemerkt, dann hebt ein fröhliches Gesellschaftspiel an: man beobachtet die Bemühungen der Aussteigenden, mit der Widerspenstigen fertig zu werden. Ein hübsches

Mädchen macht Anstalten, den Wagen zu verlassen — schon strömen die Kavaliere herbei, rütteln und schütteln, drücken und zerren an der Klinke, bis es ihren vereinten Bemühungen gelingt, den Weg ins Freie zu bahnen. Das Mädchen kann nicht mehr Danke schön sagen, denn die Bahn rollt schon weiter. Nun naht ein „starker Mann" in einer Haltung, die besagen soll: „Wat denn, wat denn — ick balanciere een' Jeldschrank in der linken Hand — da werd' ick doch die Türe — —" — aber er irrt. Die Tür will nicht, und er kommt nur noch mit genauer Not nach draußen. — Auf dem nächsten Bahnhof aber erhebt sich ein Pimpf, geht zur Tür — ein kurzer Ruck, schon steht sie offen, weit offen! Der Pimpf hüpft hinaus. Alles staunt,

aber ohne Grund, denn der Mechanismus der Tür ist inzwischen geheimnisvoll reguliert worden. —

„Meine" U-Bahn! — Wenn man sie häufig benutzt, lernt man nicht nur die Menschen kennen, sondern auch die richtige Art, mit ihnen umzugehen. Denn die U-Bahn ist ja nichts anderes, als die Welt im Kleinen. Der Mann, der uns in der Bahn den Koffer auf die Zehen wirft — der Schafskopf, der in fahrende Züge springt, die Frau, die keine Tür schließt, der Herr ohne Vordermann und der Schimpfer — — sie alle gibt es auch im Kreise der größeren Gemeinschaft. Und da muß man denn wissen: der Kofferwerfer ist einer „von uterhalb" — er kann sich nicht richtig benehmen und muß geschliffen werden, der kühne Springer, der mit Gewalt den Anschluß an den Zug der Zeit finden will, ist lebensgefährlich und muß mal leicht angehalten werden, bis er aufs rechte Gleis kommt, Frau Bramsig sollte man einen Stuhl vor die Tür setzen, bis sie zu würdigen weiß, wie schön es ist, drinnen bei den andern sitzen zu können, und dem Herrn ohne Vordermann wäre klar zu machen, daß ein Brett vorm Kopf kein Horizont ist. Denn in der U-Bahn wie im Leben ist für alle Platz, wenn sie richtig stehen; in Deutschland wie in der U-Bahn können wir alle im Warmen sitzen, wenn keiner die feindliche Kälte herein läßt, und wenn jeder am richtigen Ort seine Kräfte regt, dann arbeitet der Mechanismus reibungslos — nicht nur in der U-Bahn, wo der Pimpf die Tür öffnen konnte! — — Ja, ja: „meine" U-Bahn ist doch eine großartige Sache!

ROSI

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0057

© Universitätsbibliothek Heidelberg

GROSSADMIRAL VON TIRPITZ

„Ist die nationale Einheitsfront und die deutsche Arbeitsgemeinschaft wieder hergestellt, so werden die Sklavenketten, mit denen das deutsche Volk vom internationalen Kapitalismus und von den Räubern jetzt gefesselt wird, zerbrechen wie Glas, und eine spätere Generation wird die Mission Deutschlands erfüllen."

LEBENSWINTER

Von

Atz vom Rhin

Auf die Schläfen sank der Schnee.
Herz, jetzt ist es Zeit zur Ruhe.
Treue Truhe
bist du nun, darin geborgen
Liebeslust und Liebesweh.

Holde Sorgen,
die ein überlanger Morgen
mir gezeugt aus heißem Blut,
sind mir nun am stillen Abend,
leidlos mit Erinn'rung labend,
unverlierbar köstlich Gut.

Und der liebste der Gedanken:
daß die Andern,
denen ich für kurze Strecke
einst gesellt zu frohem Wandern,
daß auch sie in einer Ecke
ihres Herzens gern bewahren,
was selbander wir erfahren.

Kladderadatsch

Max

VON SAN.-UFFZ. LEO RINKE

„Max" ist einmalig. Ein zweites Exemplar gibt es nicht auf dieser Welt. Ohne Zweifel, die Cheops-Pyramide in Ägypten ist ein überwältigendes Bauwerk, doch wer den „Max" gesehen hat, war immer so überwältigt, daß er nur den Kopf schüttelte, weil er für seine Gedanken keine passenden Worte finden konnte. Bautechnisch gesehen ist die Cheops-Pyramide kein Welträtsel mehr. „Max" ist „unberechenbar"; bei ihm versagen sämtliche vier Grundrechnungsarten, Zirkel, Winkelmesser und Bandmaß. „Max" ist länger als breiter, höher als tiefer. Emil, in Zivil Baufachmann, hat 347 Ecken an ihm festgestellt, dann gab er es auf, ging zu unserem Einheitsführer — und bat um vierzehn Tage Erholungsurlaub! Eine Stunde später kam unser Einheitsführer persönlich, kam, sah und ging — und war drei Tage bei guter Laune. Nun weiß jeder, wie unser „Max" ausgesehen hat. Vor 2000 Jahren wäre er zum 8. Weltwunder erklärt worden. Sein genialer Baumeister ist der San.-Obergefreite Max A... Ihm zu Ehren, seinen Kindern und Kindeskindern zum Ansporn, taufte ich den Wunderbau „Max". Ich bin der Handlanger gewesen, kenne also den Leidensweg dieses Ofens von klein auf. Er ist zweimal angebaut, dreimal bis auf die erste Ziegelreihe wieder abgebaut, viermal mit demselben Mörtel aus Waschwasser und zerstampftem Lehm verputzt, im ganzen also neunmal umgebaut worden. Zuletzt bekam er ein 8½ Meter langes Rohr aufgesetzt, das aus bautechnischen Gründen durch zwei Stuben gehen mußte.

Nach vier Tagen angestrengtester Arbeit, bei mitunter 20 Grad Kälte in der Stube, bestaunten wir beide das fertige Wunderwerk. „Auf jeden Fall ist es ein Ofen." „Ja, ein Ofen ist es", stimmte ich Max zu, noch innerlich erschüttert vom Anblick dieser Heizungsanlage.

Etwas verschüchtert bemerkte er weiter: „Wenn das Biest nur nicht so eine ‚lange' Leitung hätte!" „Max, das dachte ich eben auch. Wenn jemand eine lange Leitung hat, dann dauert es immer erst eine ganze Zeitlang, bis der Groschen fällt."

„Mensch, das ist ja bloß äußerlich!" Und schon warf er den Zigarettenstummel einer „Königin von Saba" fort und begann den „Max" einzuheizen. Ich stand dabei und sah vertrauensvoll in die Zukunft; einige Augenblicke nur, dann begannen meine Augen zu brennen! Wie eine pensionierte Schmalspurlokomotive, die sich hier zur Ruhe niedergelassen hatte, um möglicherweise Enteneier auszubrüten oder einem ruhigen Lebensabend entgegen zu sehen, kam mir auf einmal der „Max" vor. Daß ein Ofen überhaupt aus soviel Löchern rauchen und qualmen konnte!

„Alles nur äußerlich!" knurrte sein Bauherr. Hustenreiz begann mich zu plagen, doch er stocherte weiter drauf los. Zuerst sah ich vor lauter Qualm den Ofen nicht mehr, dann verschwand der San.-Obergefreite Max A... im beizenden Nebel. Nur sein altsilberner Doppelwinkel blitzte ab und zu auf. Max lebte also noch. Wir sind beide am Leben geblieben, denn zum totlachen war's uns nicht zumute. Draußen 35 Grad Kälte, in der Stube 15 Grad Kälte, macht zusammen 50 Grad Kälte! — Einen Ofen hatten wir bauen wollen, eine Eismaschine stand vor uns. Für einen Kühlschrank hätte man ihn auch halten können. Max sagte nicht mehr, alles nur äußerlich! Er ging hinaus, weinte nicht bitterlich, sondern spekulierte — — — fand aber nur vier Meter von dem dickeren Rohr.

Der Ofen sah den guten Willen, wurde uns zuliebe Nichtraucher. Und alles war gut. Ich bot Max einen echten Schweizer „Apollo-Riesen-Stumpen" an. Seitdem sind es wieder nur der Sanitätsobergefreite Max A... und ich, die in unserer Stube rauchen und qualmen.

Die schönste Berliner Anekdote

Puseke war krank, sehr krank sogar. Seine Angehörigen zweifelten an seiner Wiederherstellung und ließen den Pastor rufen.

„Ach, du liebe Güte!", sagte Puseke, als der an sein Krankenbett trat, „is es denn nu wirklich so weit? Muß ick nu sterben?"

Der Pfarrer sprach Puseke Trost zu. Er würde nun bald der ewigen Seligkeit teilhaftig sein, und außerdem würde er alle seine Freunde dort drüben wiederfinden.

Puseke stutzte. „Alle meine Freunde?", fragte er, „Buchholzen ooch, Herr Pastor?"

„Wenn Buchholz als Christ gestorben ist", antwortete der Seelenhirt, „dann ganz gewiß!" —

„Ach, du liebe Güte!", seufzte Puseke, „denn jeht also die Sauferei da drüben weiter!" —

Der Pfarrer entsetzte sich: „Aber nicht doch, nicht doch, mein lieber Puseke! Im Himmel nährt man sich von göttlicher Speise, singt Hosianna und führt einen Gott wohlgefälligen Wandel!" —

Aber Puseke sah den Pfarrer groß an, schüttelte den Kopf und sagte mit dem Brustton der Überzeugung: „Da kennen Se Buchholzen schlecht!"

rs–rs.

Otto Ernsts Hirtenleben

Otto Ernst war eine Zeitlang Hauptmitarbeiter der Münchner „Jugend", die damals ihre Blütezeit hatte. In dieser Eigenschaft machte er Verse auf einen neuen Gedichtband Dehmels, wobei er ziemlich taktlos auf dessen Namen anspielte. Darauf erschienen im „Narrenschiff", das kurze Zeit mit der „Jugend" konkurrierte, von einem Verehrer Dehmels folgende Verse als Antwort:

Liebes Schaf, wenn auch dein Hirt*)
auf den Dehmel böse wird,
brauchst du doch nicht gleich zu richten
und so fürchterlich zu dichten.

Einen Rat will ich dir geben
für dein fern'res Hirtenleben:
Sieh nur zu, daß du was lernst,
eh' du weiterdichtest, Ernst!

Seitdem bestand — trotz ihrem gemeinsamen Freunde Liliencron — Feindschaft zwischen den beiden.

Textor

*) Georg Hirth war der Verleger der „Jugend".

DER ZWINGHERR

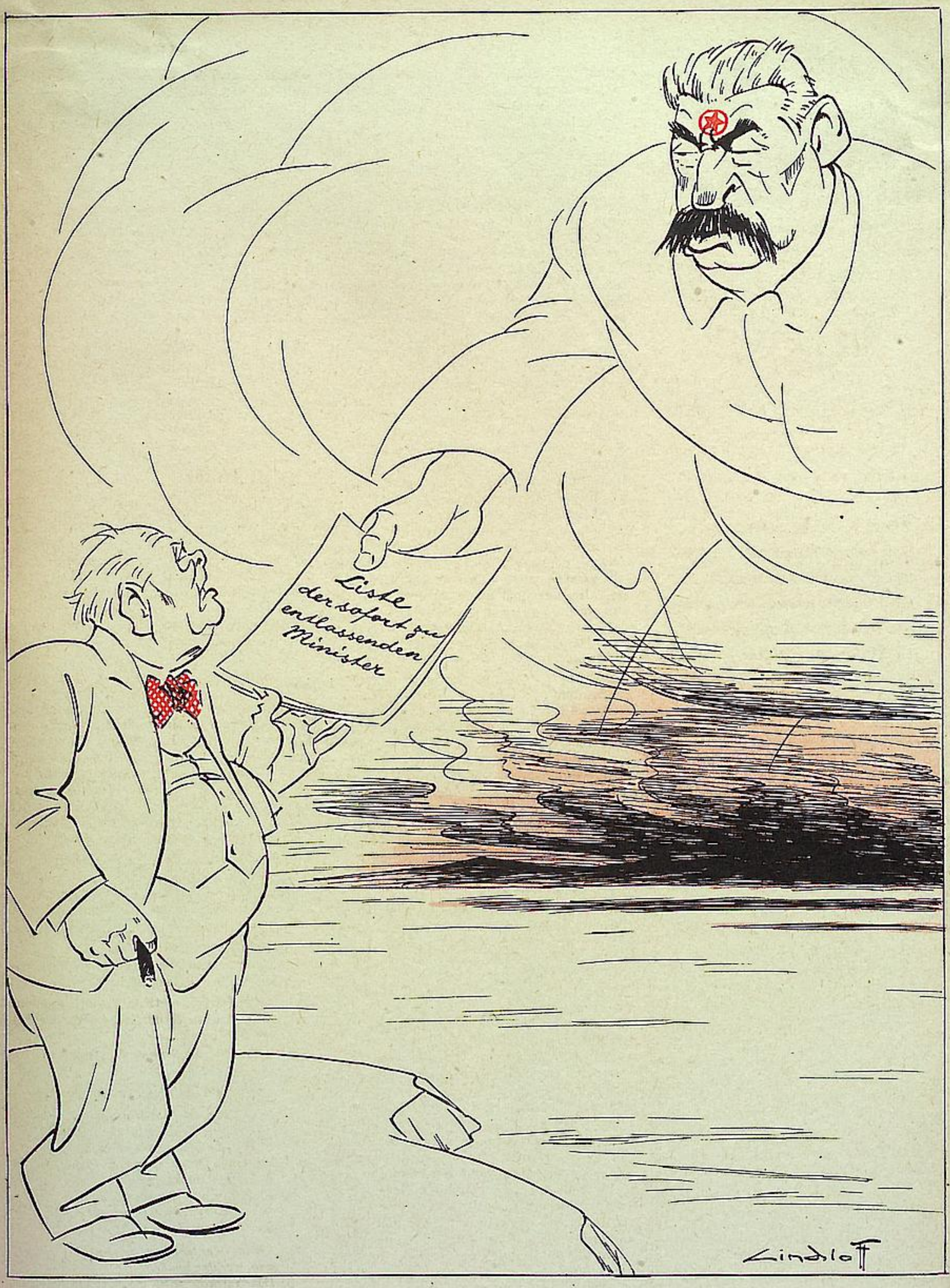
Sein Album trug das Motto:
Dem lieben Onkel Otto!
Es barg die Bilder seiner Lieben,
die ihm begeistert Briefe schrieben,
was alle eifrig taten.
Warum, woll'n wir verraten.
Ihm ward Besitztum mitgegeben
und ewig konnt er ja nicht leben.

Jedoch — er lebt und lebte —
weh, wer ihm widerstrebte!
Den Starrkopf selbst zwang er, zu lieben —
und hat kein Testament geschrieben.

Sie raunten oft verwundert:
Er wird ja wohl noch hundert
und zwingt uns, immerdar zu schreiben,
er ist in jedem Falle
der Mann, uns aufzureiben —
erbarmungslos uns alle.

Peter Scher

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0058
© Universitätsbibliothek Heidelberg



DER BOLSCHEWISTISCHE POLYPHEM

CHURCHILL: „... *Bin ich auch dabei?*“ — „*Dich fress' ich zuletzt nach deinen Gesellen, alle die andern zuvor!*“

(„*ODYSSEE*“ *IX, Vers 366*)

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0059

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

WERNER HINZ

Viele Jahre hindurch eine der stärksten Stützen des Staatlichen Schauspielhauses Hamburg ist Werner Hinz nach seiner Übersiedlung in Eugen Klöpfers „Volksbühne" auch im Tonfilm sichtbarer und deutlicher hervorgetreten. Mit Recht, denn seine Wandlungsfähigkeit, die ihn vor dem Abgleiten auf das Niveau des immer nur sich selbst gebenden Typenspielers bewahrt, macht ihn für die unterschiedlichsten Aufgaben der tönenden Leinewand geeignet.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß er bisher im Tonfilm auch nicht zwei Rollen gespielt hat, die einander irgendwie ähnlich waren, aber daß er uns in jeder einzelnen überzeugt hat. Vom Revuekomponisten in „Traummusik", der Partie eines „jugendlichen Liebhabers", bis zum unvergleichlichen Charakterporträt Wilhelms II. im Liebeneiner-Film „Die Entlassung" überraschte er uns immer wieder durch neue Züge seiner Darstellungskunst.

Ich weiß nicht, in welcher Rolle unser Zeichner den Künstler mit Spitzbart gesehen hat, aber das ist auch gänzlich gleichgültig, denn Hinzens Wandlungsfähigkeit ist nicht das Produkt der Künste eines Maskenbildners, sondern das Ergebnis der Einswerdung mit dem zu gestaltenden Menschen.

In wie großartiger Weise ihm das gelingen kann, bewies seine Darstellung des letzten Hohenzollernkaisers. Da stand eine Persönlichkeit vor uns, unkarikiert, mit allen ihren Schwächen und ihrem guten Wollen. Da mischten sich leise Komik und ehrliches Streben, da erlebten wir — nehmt alles nur in allem — einen Menschen.

Es ist nicht der Sinn dieser Zeilen, die das Bild einer schauspielerischen Individualität umreißen sollen, Zensuren auszuteilen. Aber diesem Werner Hinz gegenüber sind Superlative des Lobes angebracht. Wir wollen sie nicht unterdrücken und ihnen den Wunsch hinzufügen, ihm noch recht oft im Film zu begegnen. R. S.

Im Rampenlicht...

ROTSTIFT – SO UND SO!

„Quietsch!" sagte die Pointe und verstarb!" — Mit diesem Stoßseufzer pflegen Lustspieldichter die Tätigkeit des Spielleiters boshaft zu charakterisieren, den sie mit Vorliebe als Handhaber eines Riesenrotstifts darstellen. Tatsächlich hat es ja immer Regisseure gegeben, die dem Grundsatz huldigten: „Was gestrichen ist, kann nicht mehr durchfallen", aber die sind jetzt wohl ausgestorben. Heute hat jeder Inszenator den einzigen Wunsch, dem von ihm betreuten Werk unter allen Umständen den Erfolg zu sichern. Wenn er dazu Striche für nötig hält, die der Autor mißbilligt, so lassen sich daraus entstehende Meinungsverschiedenheiten wohl meistens gütlich ausgleichen. Heute würde also wohl der Schauspieler Kunst kaum noch die Lacher auf seiner Seite haben, der an einem Abend, an dem er den Hamlet spielen sollte, heimlich sein Engagement verließ und dem Spielleiter einen Brief schrieb: „Nach allem, was ich von Ihrem Rotstift kenne, wird es ihm nicht schwer fallen, die Rolle des Hamlet aus dem Stück herauszustreichen!" —

Aber es war überhaupt nicht der Rotstift des Regisseurs, der im Laufe der Theatergeschichte die meisten Verheerungen angerichtet hat, sondern der Rotstift des Zensors, der vor allem in der Metternichzeit unumschränkter Herr über Leben und Tod von Bühnenwerken war.

Was die K. und K. Theaterzensur sich damals an Schildbürgerstreichen geleistet hat, kann kaum anderswo erzählt werden als in einem Witzblatt.

So wissen wir aus den Erinnerungen Eduards von Bauernfeld, daß es vor allem Schiller war, der den Wiener Rotstiftgewaltigen nicht gefiel. „Wilhelm Tell" durfte jahrzehntelang gar nicht gespielt werden, weil in ihm ein Aufstand gegen das Haus Habsburg verherrlicht wurde, und „Kabale und Liebe" mußte sich die ärgsten Entstellungen gefallen lassen. Der P r ä s i d e n t v. Walter wurde zum „Vicedom", und aus dem Hofmarschall v. Kalb machte man einen Obergarderobemeister. „War kein Obergarderobemeister da?!" hat also Ferdinand zu rufen, der im übrigen der Neffe seines Vaters zu sein hatte. Daraus ergab sich einmal eine höchst ergötzliche Lage: ein am Hofburgtheater gastierender Schauspieler, der den Ferdinand geben sollte, wollte diesen Unfug nicht mitmachen, sondern den unverfälschten schillerischen Text sprechen. Die Burgschauspieler warens zufrieden, und Schreyvogel, der Verantwortliche, ließ sie gewähren. „Ein schöner Sommerabend", dachte er, „der Kaiser in Laxenburg — was kann schon geschehen. Kein Mensch wird's merken!" So erklangen denn auf der Probe zum ersten Male im Hofburgtheater gefährliche Redewendungen wie „Kann der Herzog Gesetze der Menschheit verdrehen oder Handlungen münzen wie seine Dreier? Er kann den Hermelin über seine Schande hinwerfen!" — Aber der gute Schreyvogel hatte sich verrechnet. Am Abend regnete es, der Kaiser konnte in Laxenburg seinen Abendspaziergang nicht unternehmen; eine Tarockpartie kam auch nicht zustande, und so beschloß er, aus langer Weile ins Theater zu fahren. Kaum hatte er die Hofloge betreten, als sich im Direktionsbüro Panikstimmung verbreitete. Schreyvogel eilte hinter die Kulissen, um seine Erlaubnis, den Orignaltext zu sprechen, schleunigst zu widerrufen. Das gelang nur teilweise, und so geriet auf der Bühne alles durcheinander. Ferdinand nannte den Präsidenten „Vater", dieser titulierte ihn Neffe. Miller sprach vom Präsidenten, den die andern „Vicedom" nannten, und auch über die Stellung des Herrn von Kalb waren die Meinungen geteilt.

So tobte sich der Zensor aus. Er ordnete an, daß „Lear" am Leben bleibe und Maria Stuart nicht geköpft werde, er ließ in der Posse „Die Pantoffelmacherin" die anstößige Stelle „Und spricht dann nach der Jagd d e r J a g e r bei mir vor" umändern in „und spricht dann nach der Jagd a G a m s e l bei mir vor." — Da die Kirche nicht erwähnt werden durfte, lautete die Antwort des Mädchens auf eines Liebhabers Frage: „Wo führt der Weg in Deine Kammer?" — nicht „durch die Kirche", sondern „durch die Küche". — Aber auch dieser Reinfall schadete dem Herrn des Rotstifts nicht. – cvc –

Der Jagdfilm

Lange bevor man beschloß, Wedekinds „Büchse der Pandora" mit Louise Brooks zu drehen, kam ein Schriftsteller zu einem Münchner Filmproduzenten und sagte: „Herr Direktor, ich habe eine ausgezeichnete Idee. Könnte man nicht mal ‚Die Büchse der Pandora' verfilmen?"

Der große Filmmann sah ihn an, wiegte den Kopf hin und her, dann meinte er: „Büchse der Pandora? Gar nicht schlecht. Jagdfilme gehen bei uns in Baiern immer!" a. s.

Grammatische Arabesken

Aktivum (Tätigkeitsform)

Ich spreche. Ich mähe Getreide.
Ich esse. Ich schreib' einen Brief.
Ich liebe. Ich schlafe. Ich l e i d e —
Halt: ist das denn noch „aktiv?"

Singular (Einzahl)

Der Mann, das Wasser, die Gefahr —
jedwedes Wort ist Singular:
Die Wolke, der Beruf, das Kind,
die Hexe, das Gewicht, der Wind.
Doch zweifelhaft ist mir „das P a a r" —
ist das denn noch ein Singular?!
(Und dann „die Frau" — bei euch mag's gelten,
bei mir ist, ich gesteh's, die Einzahl selten . . . !)

Genus (Geschlecht)

Der Mann. Die Frau. Das Kind.
Die Worte in Ordnung sind.
D a s Weib jedoch? D e r Kapaun?
Da kann Ich nicht mehr trau'n!
D a s Mädchen? das ist schlecht —
ich setze Natur ins Recht:
Ich sage: d a s Zwitter, d i e Weib,
D i e Glück (eine Frau ist's!) und d e r
= d i e Leib!

Zweierlei

Es saßen zweie eingeregnet fest:
Sehr einsam war's im Dörfchen und gar still.
Der eine sprach erregt: „Verwünschtes Nest!"
Der andre lächelte: „Verwunschenes Idyll!"

Unreimliche Reime

Jüngst lernte einen Herrn ich kennen,
darob tat mir das Herz entbrennen:
Wie schätz' ich doch Herrn Eugen Fensch —
er ist der erste Reim auf Mensch!
Und wie gefällt mir Ilse Reutsch —
Sie ist der erste Reim auf deutsch!
Und wenn sie sich verlobten — ei fürwahr:
Sie wär'n das ideale deutsche Menschenpaar!

Wendelin Überzwerch

„Als

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0060

© Universitätsbibliothek Heidelberg

ERFOLGREICHE WERBUNG

„Als Freiheitsgöttin hat er dich also gezeichnet? Glaubst du, daß daraufhin einer für einen Dollar Kriegsanleihe zeichnet?“
„Nein – aber Morgenthau hat mich schon als Privatsekretärin engagiert.“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0061

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Roosevelt-Anhänger

Der im nordamerikanischen Polizeidienst stehende Dr. James Nolad hat eine Untersuchung über die Prostitution in den USA. abgeschlossen und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß sie in einem erschreckenden Maße gestiegen sei. Besonders in Washington sei es schlimm damit, doch könne man dort die genaue Zahl der Prostituierten nicht feststellen, da Hunderte von Mädchen, die als Staatsangestellte tätig seien, auf diese Weise ihr Einkommen steigerten.

Das kann man den Mädchen nicht einmal übelnehmen; sie machen es nur wie ihr Chef Roosevelt, der als Staatsangestellter sein Einkommen auch wesentlich dadurch erhöhte, daß er sich gegenüber den Juden prostituierte. k. v.

Freiheiten

Die Pariserinnen haben jetzt eine neue Mode eingeführt: geschiedene Frauen tragen, wenn die Scheidung ausgesprochen ist, auf dem kleinen Finger der rechten Hand einen dünnen Platinring. Das heißt also: Ich bin frei! Hoffentlich wird dann jeder Junggeselle, seinerseits gleichfalls frei, bald sagen: Ich bin so frei! v. b.

Das Schweigegeld

Der zu seiner Zeit bedeutendste englische Schriftsteller Jonathan Swift war ein Todfeind der Familie Churchill-Marlborough, der Ahnen Winston Churchills. Als ihn ein Geschichtsschreiber, der den Auftrag hatte, eine Biographie des Herzogs John Churchill von Marlborough zu schreiben, fragte, ob er dafür wohl 500 Pfund fordern könnte, meinte Swift: „Für die Schilderung der guten Taten des Herzogs genügt eigentlich ein Schilling; wollen Sie aber seine schlechten Taten verschweigen, dann können Sie gut und gern 100 000 Pfund fordern." k. v.

Der letzte Beweis

In USA hat sich ein Verein gebildet, der den Aberglauben um die Zahl 13 bekämpfen will. Die Mitglieder dieses Vereins, der sich „Antiaberglaubenklub" nennt und der gleichfalls in allen Staaten Filialen hat, sind verpflichtet, alle wichtigen Handlungen ihres Lebens und alle Geschäfte gerade am 13. auszuführen und womöglich im 13. Stock oder in der 13. Hausnummer zu wohnen. Nun entbrannte ein heftiger Papierkrieg zwischen einem „Verein der die Dreizehn fürchtet" und dem Antiaberglaubenklub. Der Verein der Abergläubischen will den Sieg davongetragen haben, an Hand einer Broschüre, die eine riesige Verbreitung in USA gefunden hat, mit der Behauptung, daß die Dreizehn in der Tat eine Unglückszahl sei.

Der letzte und vollgültigste Beweis wäre aber erst erbracht, wenn Roosevelts Wahl zum Präsidenten der USA jeweils an einem Dreizehnten stattgefunden hätte. k. v.

Gipfel der Vornehmheit

„Sie müssen wissen", prahlte der noch recht jugendliche Abkömmling einer uralten, schrecklich vornehmen und ahnenstolzen Londoner Familie, „daß wir unseren Stammbaum bis zu Wilhelm dem Eroberer, dem Sieger von Hastings, zurückverfolgen können . . ."

„Fabelhaft. Schließlich werden Sie uns noch weismachen", bemerkte man spöttisch, „daß Ihre Vorfahren sich schon mit dem seligen Noah in der Arche befunden haben."

„Bestimmt nicht. Meine Familie hatte natürlich ihr eigenes Boot!" ß.

Der Maßstab

Nach längerer Zeit traf Detlef von Liliencron einen Regimentskameraden. Dieser hatte gleichfalls den Abschied genommen. Er klagte: „Mein lieber Liliencron, es sind eben schlechte Zeiten."

Der Dichter nickte verständnisinnig: „Ja, ich kann es nachfühlen, es wird dir auch kaum mehr gelingen, in die Klauen eines Wucherers zu fallen." k. v.

In seiner Werkstatt sonntags früh . . :

„Mutta sacht, ick hätt'n Vogel. Wat sachst du dazu, Hänseken? – Wat? Piep? – Also doch!"

Bitte keine Nachahmung

In Dänemark will man dem Schwindel mit dem Alter der Pferde energisch an den Leib rücken. Auf der Insel Bornholm haben die Viehversicherungsgesellschaften einen schlauen Plan gefaßt, der den Schwindlern gänzlich das Handwerk zu legen verspricht. Man will in kurzem darangehen, sämtliche versicherten Pferde mit ihrem Geburtsjahr zu zeichnen und so Fälschungen des Alters der Tiere unmöglich zu machen. Das Geburtsdatum wird mit Hilfe einer Zange auf der Unterseite der Unterlippe der Tiere eingeprägt.

Hoffentlich verfällt das dänische Justizministerium zur Vermeidung späterer Meineide nicht auf den Gedanken, auch für die kleinen Mädchen nach der Geburt eine derartige Einprägung des Geburtsdatums anzuordnen. k. v.

Anders geht's nicht!

Einem italienischen Ehepaar in Bassano wurde dieser Tage ein Kind geboren, das den erstaunten Eltern gleich 4 Zähnchen vorweisen konnte.

Es hat schon gewußt, dieser Welt muß man von Anfang an die Zähne zeigen. a. s.

GEFÜLLTE FEDER

Oh, wie schön ist es, im stillen
seinen Schreibedrang zu stillen
und sich Wünsche zu erfüllen,
wenn wir eine Feder füllen!
Laßt uns in Gedanken danken,
wenn wir frische Tinte tanken!
Laßt uns danken einer Feder,
die sich als gefüllte Feder
oft mit fremden Federn schmückt,
wenn man sie zum Schreiben zückt!

Liebe kleine goldne Feder
zieh nicht allzuscharf vom Leder,
setz dich niemals in die Tinte,
schreib die Wahrheit — keine Finte!
Sei bedachtsam, bitte, spitze
deine goldne Kugelspitze,
achte, wenn du was versprichst,
daß du dich ja nicht versprichst!
Hast du dich einmal verschrieben,
sei dir Besserung verschrieben,
denn du weißt, ein Federstrich
rächt sich manchmal fürchterlich.

Willst du lügen, bitte, knipse
deinen „Geist" aus unterm Klipse,
denn die Wahrheit wird nur siegen,
wenn die Tinten all versiegen,
die da sudeln und betrügen
und die Welt so dumm belügen.
Willst du Lügen hart bekriegen,
sollst du Tintentonnen kriegen,
zählst du zu den Phrasenreichen,
denen Phrasen kaum noch reichen,
wird man ohne Federlesen
einfach nichts mehr von dir lesen . . .

Herbert Buzas

SELBSTAUFOPFERUNG

GELEGENHEITSDELIKTE

Gelegenheit macht nicht nur Diebe
und ähnlich unerwünscht Gelichter. —
Ach, wenn es doch nur dabei bliebe! —
Nein, sie macht leider auch noch Dichter.

Personen, die sonst treu und ehrlich
nur leben ihren Alltagspflichten,
die werden plötzlich kreuzgefährlich
und fangen schnaufend an zu dichten.

Die Silberhochzeit ihrer Tante,
der Polterabend ihrer Nichte,
ein großer Tag im Vaterlande
sind ihnen Anlaß zum Gedichte.

Ach, wenn sie doch nur friedlich blieben
und nicht mit Engelzungen sprächen!
Man könnte sie von Herzen lieben,
wenn sie uns nicht das Herze brächen.

Doch sie gewähren keine Schonung
und strafen uns mit Geistesblitzen
in Freßdich-Reimen und Vertonung,
statt still zu gehn auf Versfußspitzen.

Man kann den Brüdern nicht entrinnen;
sie stehn in jedem Gästebuch,
und nichts weht ihre Spur von hinnen.
Das ist seit je des Sängers Fluch.

Martin Trübe

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0062
© Universitätsbibliothek Heidelberg

früh . . :

chst du dazu,
doch!"

windel mit
n den Leib
olm haben
ften einen
chwindlern
verspricht.
, sämtliche
Geburtsjahr
des Alters
n. Das Ge-
Zange auf
r Tiere ein-

che Justiz-
terer Mein-
uch für die
rt eine der-
datums an-
k. v.

in Bassano
eboren, das
4 Zähnchen

lt muß man
en. a. s.

LIKTE

Diebe
chter. —
liebe! —
ch Dichter.

hrlich
en,
ährlich
dichten.

e,

te.

ich blieben
rächen!
ieben,
brächen.

onung
itzen
conung,
ßspitzen.

entrinnen;

n hinnen.
ch.
Martin Trübe

Briefkasten

Halberstadt. A. B. In der „Halberstädter Zeitung" Nr. 284 macht eine Dame bekannt: „Den Herrn, der mich am Sonnabendabend vom Theater n. Haus brachte u. dann noch weiter begleitete, bitte ich um ein Lebenszeich."

Durftest du sie heimbegleiten
und du gingst gleich weiter mit,
mußt du ihr die Freud' bereiten
und erfüllen ihre Bitt'.

Wien. Dr. K. Sie haben im „Neuen Tagblatt" vom 8. Dezember folgendes Ausschreiben gefunden: „Versaufe schönen, gut erhalt., weißen Grabstein samt Einfassung, Stufen u. mod. Laterne 350 RM. Poldi Rohrwasser . . ."

Wir verstehen Ihre Empörung: es ist dies der Höhepunkt der Pietätlosigkeit. Aber der Poldi wird halt ans Flüssige gewöhnt sein — bei seinem ererbten Namen. . . .

Bad Mergentheim. H. A. In der „Tauber-Zeitung" Nr. 281 schreibt ein Bauersmann „2 gewöhnte, trächtige Kühe krankheitshalber" zum Verkauf aus.

Der Mann ist nicht klug, aber ehrlich. Nur sollte er die Krankheiten der beiden Kühe wenigstens andeuten.

Berlin. v. B. Eine Berliner Zeitung schreibt: „Stalin hat zur Verstärkung seiner Einwirkungen auf die Downing Street dem bisherigen Botschafter an der Sowjetbotschaft in London, Sobolew, den Rang eines Gestandten verliehen."

Das ist verständig und verständlich. Eintretendenfalls die nötigen Geständnisse zu machen wird einem Gestandten sehr viel leichter werden als einem Gesandten.

Bielefeld. Dr. N. Die „Westfälische Zeitung" Nr. 285 meldet aus Berlin: „Nach in Stockholm vorliegenden Nachrichten wurde in Washington offiziell bekanntgegeben, daß seit einigen Monaten USA.-Truppen auf Neuseeland stationiert sind. Die Polypenarmee des USA.-Imperialismus haben sich damit auch dieses britischen Krondominions im Südpazifik bemächtigt; die Beerbung des britischen Empire durch Roosevelt macht sichtbare Fortschritte."

Ihre Vermutung, daß die USA.-Armeen, vor allem die Armeeführer, an Polypen in den Luftwegen leiden, wird deshalb begreiflich, weil diese Leute ihre Nasen überall hineinstecken.

München. Das „Neue Wiener Tagblatt" Nr. 68 bringt folgendes auffallende Heiratsgesuch: „Ich suche einen Mann, der interessant ist, der elegant ist . . ., ich bin die Frau, die scharmant ist. Nebenbei bemerkt, bin ich 19 J., 170 gr., aus bestsit. Familie. Antworten nur von ebensolchem, heiratslustigem jungem Mann erwünscht."

Mädel, du mit 19 Jahren,
hältst du dich für so erfahren,
daß du glaubst, du seist „charmant"?
Und nun willst du auch noch freien
und dich eines Jünglings freuen,
„interessant" und „elegant"? —
Wer so „elegant" und „interessant" ist,
meist nicht der Ehefrau aus der Hand frißt.
Drum merke dir, mein Kind: Bei Verstand ist,
wer merkt, daß du recht arrogant bist!

Wiesbaden. v. N. Das „Wiesbadener Tagblatt" Nr. 276 schreibt: „Ein Jugendlicher, der der Arbeit ferngeblieben war und aus diesem Grund Angst hatte, nach Hause zu gehen, stieg in eine fremde Wohnung ein, um, wie er sich ausdrückte, sich einmal gründlich auszuschlagen. Der Jugendrichter verurteilte ihn zu einer Woche Jugendarrest und ordnete Erziehungsmaßnahmen an."

Der Junge bewies tätige Reue, als er sich selber auszuschlagen gesonnen war.

Düsseldorf. Dr. W. Im „Völkischen Beobachter" Nr. 331 heißt es bei der Schilderung einer Schiffskatastrophe: „‚Erste Alarmstube' hieß es plötzlich im Schiffslautsprecher. An die Geretteten in der Messe erging die weitere Aufforderung, sich, sobald das Schiff getroffen werden sollte, flach an Deck hinzuwerfen. Jeder wußte, was es geschlagen hatte."

An Bord eines Schiffes gibt es natürlich keinen Luftschutzkeller. Man nennt die betr. Räume darum „Alarmstube".

DIE ENTBARTUNG

Eisbärenpelzig im Vollbackenbart
Nöke begann sich zu schaben,
um nur am Kinn noch ein jungtierzart
Igelgestachel zu haben.

Eitel auch schabte er so wieder weg
zehn von den siebzig Jahren,
wandelnd sich aus einem Rauhnachtschreck
in einen Teufelsscholaren.

Hat sich entigelnd dann weiter geschabt,
mehr noch verjüngt, mit der Bürste
zwischen dem Mund und der Nase begabt
wie ein Barbarenfürste.

Gänzlich entbartet und ganz wieder jung
ließ er, ins Urbild verloren,
stehen noch, nur zur Erinnerung,
Kräuselchen neben den Ohren.

Heinrich Noeren

Bad Neuenahr. E. P. In der „Kölner Illustrierten" Nr. 48 lesen wir über die englische Rechtspflege: „Ich nahm einen anderen Bogen Papier zur Hand — und lege ihn hier als ‚Tagebuch' vor, wesentlich ergänzt durch den Bericht der amtlichen Untersuchungskommission, die später unter dem Vorsitz von Mr. Justice Bucknill mit drei technischen Beisitzern die Schuldfrage an Hand der beeidigten Zeugenaussagen und der amtlichen Urkunden geklärt hat; dieser Bericht kam zu einem wahrhaft vernichtenden Urteil über die Schuldigen. Schon die einleitenden Worte dieses amtlichen Berichtes versetzen uns in die eigenartige Atmosphäre Englands und in seine zopfige Rechtspflege. Sie lautet: (Fortsetzung folgt)."

Die sinnigste Formel für einen Vertagungsbeschluß: Fortsetzung folgt.

Kattowitz. E. K. In der „Oberschlesischen Zeitung" Nr. 313 findet sich folgendes Heiratsgesuch: „Gut aussehende Dame, 30erin, unabhängig, Geschäftsinhaberin, sucht tagkräftigen Lebenskameraden, dem Einheirat geboten ist."

Wenn diese Geschäftsinhaberin ihren künftigen Lebenskameraden in ihr Geschäft aufnehmen will, dann muß sie doch darauf sehen, daß er auch bei Nacht leistungsfähig ist.

Feldpost. In der Besprechung des Buchs „Geschichte eines Golddollars" wird in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 1. November u. a. gesagt: „Das klingt wie eine erfundene Wildwestgeschichte, soll aber doch nichts anderes als ein Tatsachenbericht sein, der besonders dramatisch wird, wenn von den Bemühungen Morgans berichtet wird, einen Goldcorner zu bilden, also die Goldbestände der Welt aufzukaufen, eine Absicht, die schließlich durch den Präsidenten Roosevelt im Kampf gegen Morgan durchgeführt wird. Von diesem Kampf erfährt der Leser (in dessen Verlauf Morgan von Roosevelt eingesteckt wird) und von dem Kampf der großen Bankengruppe Chase National Bank gegen die Morgangruppe."

Der Verlauf eines Lesers, in dem auch noch etwas eingesteckt wird, interessiert natürlich. Wie so etwas vor sich geht, ist uns leider nicht bekannt.

Neumünster. Sch. Der „Holsteinische Courier" Nr. 275 meldet aus Hamburg: „Die seit dem 25. Oktober vermißte 26jährige Ehefrau E. B. geb. E., eine Kriegerfrau, die erst vor kurzem geheiratet hatte, wurde vor einigen Tagen bei Laßrönne als Leiche aus der Elbe geborgen. Die Sektion der Leiche hat ergeben, daß Frau B. am Sonntag, 25. Oktober, etwa gegen 20 Uhr, auf einem Fahrrad auf dem Wege von Bullendorf nach Artlenburg war. Sie hatte die Schwiegereltern in Bullendorf besucht und wollte zu ihren Eltern, die in Artlenburg wohnen, zurückkehren."

Hut ab vor diesen Medizinern. Sogar Gedanken der Verstorbenen legen sie bei der Sektion der Leiche bloß.

Erfurt. Über eine Parodie auf Paganini schreibt die „Deutsche Allgemeine Zeitung" Nr. 516/17 u. a.: „Der Studiosus hielt Wort. In drei Tagen bekam der wandernde Schauspieler — es war Wilhelm Just — die Rolle und trat als „falscher Paganini" in allen größeren Städten des Kontinents mit größtem Erfolge auf. Ob der Geigerkönig die Parodie selbst gesehen hat, steht nicht genau fest; als er davon hörte, soll er ärgerlich gewesen sein, aber weniger wegen der Parodie an sich, als vielmehr deshalb, weil er, der auf jeden Saldo erpicht war, keinen ‚klingenden Lohn' davon hatte."

Ein Geigerkönig wie Paganini hatte natürlich da und dort ein Saldo stehen, auf dem jeder eingenommene Soldo verrechnet war.

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Stellvertreter: Betty Fiedler, Berlin — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf: 16 55 01. Postscheckkonto: Berlin 207 81 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N.Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0063

© Universitätsbibliothek Heidelberg

G 2.

G 5442

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

U S A. U N D A F R I K A

„Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen“ —

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

Kurt Ziehank
vorm. E. Hötter
Ak. Buchhandlung
Universitätsplatz 12

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0064

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Kladderadatsch

NUMMER 5 · 96. JAHRGANG · BERLIN, 31. JANUAR 1943 · PREIS 30 PF.

Universitätsbibliothek Heidelberg

„Haben Sie heute abend etwas vor, schöne Clio? Der Bericht über die Tankerkatastrophe hat Zeit –“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0065

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Der Riese

Als das junge nationalsozialistische Regime vor zehn Jahren seine ersten Schritte tat, da wurden sie mit den eiskalten Augen des Hasses von Demokraten, Plutokraten, Bolschewisten und den hinter ihnen stehenden Juden beobachtet. Für sie galt es als ausgemacht, daß dieses junge Wesen auch dann ihr Todfeind sein und bleiben würde, wenn es sich überhaupt nicht um die bösen Blicke kümmern würde, ja wenn es niemals in seinem Leben den Drang verspürte, die Pforten der verschiedenen Paradiese jener sogenannten Weltanschauungen zu durchschreiten.

Wenn es damals bei bösen Blicken blieb, bei schlechten Wünschen, übler Nachrede und gelegentlichen Attentaten, wenn es aber nicht zum Generalangriff mit allen Mitteln kam, so lag dies nur daran, daß die verschiedenen Erscheinungsformen jüdischer Zersetzung wohl einig in der Verurteilung des Nationalsozialismus waren, aber in anderen Dingen nicht.

Zudem glaubten sie wohl, daß dieses Kind sehr bald ein Opfer der Krankheiten werden würde, die damals grassierten und die manchen älteren, scheinbar widerstandsfähigeren Körper schüttelten.

So hatte das junge nationalsozialistische Regime kein Gold. Und niemand von den Besitzern des Goldes der Welt dachte auch nur im Traum daran, uns auch nur ein Gramm zu pumpen. Ein junges Staatswesen ohne Gold aber ist wie ein Kind ohne Milch. Mußte es nicht verhungern?

Und siehe da! Es verhungerte nicht. Der Mangel der goldenen Milch, ohne die kein Kind jüdischer Staatskunst oder Wirtschaftsweisheit jemals lebensfähig war, bekam diesem neugeborenen Staatswesen sogar besonders gut. Indem es gezwungen war, auf das zu verzichten, was es nicht besaß, und mit dem vorliebzunehmen, was übrigblieb, nämlich der Arbeit bei kargem Brot, enttäuschte es die ersten Hoffnungen seiner bösen Paten.

Noch mehr! Völlig ahnungslos und ohne es zu wollen, zerschlug es den Wahn vom Gold und damit einen der Füße des Thrones der jüdischen Weltherrschaft. Es war kein böser Wille von uns. Es war keine raffinierte Planung. Der Wahn vom Gold sollte die Zuchtrute für dieses Kind sein, und es zerbrach sie — spielend.

Können wir etwas dafür, daß heute die Arbeiter der Goldbergwerke in den USA. von der Produktion dieses zur Zeit wertlos gewordenen Metalls weggenommen und in die Eisenindustrie gesteckt werden? In diesem Fall ist wirklich der Ermordete schuld, aber die jüdischen Erfinder dieses Satzes wollen es nicht glauben.

Das Kind hatte eine harte Jugend. Es wurde ihm nichts geschenkt. Es nahm sich, was es brauchte, aus dem, was ihm gehörte. Gehörte vielleicht nicht nach dem letzten Stand ineinander verschlungener Paragraphen, getüftelter, erschlichener oder erpreßter Verträge. Aber was ihm gehörte nach dem klaren Recht der Natur, der göttlichen Vernunft und des gesunden Menschenverstandes.

So kam die Zeit, da man mit schärferen Mitteln gegen den unheimlichen Enaksohn vorgehen mußte. Die Zeit, in der es hieß, daß der junge Riese auf tönernen Füßen stehe und daß nur ein David zu kommen brauche, um den Goliath zu fällen. Der Berufene war Polen, aber es war nicht ausgewählt. Sie schickten einen nach dem anderen, und einer nach dem anderen versagte. Ja noch mehr: Die meisten, die man vorschickte, gaben ihre Kraft noch dem wachsenden Riesen, den sie nicht zu besiegen vermochten. Merkten sie doch, früher oder später, daß sie nicht David hießen, sondern nur in Davids Diensten standen. Und wer diese Erkenntnis erst einmal hat, dem ist sie nicht mehr auszutreiben. Wer von diesem Baume aß, braucht aus dem jüdischen Paradies nicht mehr vertrieben zu werden, sondern läuft davon.

Hier wurde — so beiläufig wie der Wahn vom Golde — der zweite Fuß des Thrones der jüdischen Weltherrschaft zerbrochen, die Unkenntnis vom Wesen des Judentums.

Jetzt stehen den Regisseuren des Kampfes gegen den Riesen als stärkste Hoffnung und Hilfe die Massen der Sowjetunion zur Verfügung. Man glaubt sie zu stumpf für die Gefahr der Erkenntnis. Man hofft, daß der Maschinisierungsprozeß eines Vierteljahrhunderts sie schon entseelt hätte. Es ist der dritte Fuß des Thrones der jüdischen Weltherrschaft, um den es da geht. Schon ist er angesägt, aber noch brach er nicht.

Wir, die wir den Riesen wachsen sahen, alle Deutschen, die ihm ihre Kraft gaben und die wir wissen, worum es geht, wir wollen härter sein als das Schicksal und werden vollenden, was so wunderbar begann.

Hanton

Heimkehr zu Deutschland

ZUM 30. JANUAR 1943

Nur wer versteht des Lebens Ja und Nein,
kann Samenkorn zugleich und Sämann sein.
Gebannt in der Verzweiflung tiefes Tal
riefst du den Namen Deutschland tausendmal.
Der Sand der Zeit begrub dir dein Gesicht,
blind fahst du keinen Weg und sahst kein Licht,
Bis einer Stimme Ruf zu dir erklang,
die Dienst von dir verlangte, Ziel und Zwang.
Du standest auf und sahst: der Nebel weicht,
das Unerreichbare, es wird erreicht!
Dein wurde wieder dieses liebe Land,
wo Erde, Baum und Strauch mit dir verwandt.
Dein ward das unermeßlich große Glück:
der Deutsche fand sich zu sich selbst zurück.
Es hob ein stolzes, frohes Schaffen an,
und jeder war dabei – ob Frau, ob Mann.
Doch draußen in der Welt ohn Unterlaß
da schürte scheeler Neid den blinden Haß.
Der trieb dich von dem Werk des Friedens fort.
Nun spricht der Krieg sein hartes, lautes Wort,
Und alles schweigt, was ichbegrenzt und klein,
auch du stehst wortlos in der Kämpfer Reihn.
Du wähnst dich nicht der Heimat besten Sohn,
ganz schlicht ihr Sohn zu sein ist Pflicht und Lohn,
Ein Sämann, der auf seinem kleinen Feld
werktreu die Saat der Zukunft mitbestellt.
So manches liebe Auge sieht dich nicht,
manch Freund dir nicht mehr sein Willkommen spricht.
Doch der da fiel, wie es die Pflicht gebot,
du fühlst es tief in dir: er ist nicht tot.
Sein Opfer war der Liebe Samenkorn,
getränkt von Deutschlands heilgem Lebensborn.
Und in der Erde Mutterschoß gelegt,
damit es tausendfältig Früchte trägt.
Wer fiel, der mahnt: „Kamerad, marschier für mich!
Denn ich bin du, und du bist ich!" –
Verstehe, Volk, des Lebens Ja und Nein,
so wirst du Samenkorn und Sämann sein!

Rolf Sievers

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0066
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Die USA.-Armee schenkte Roosevelt einen riesigen Globus.

DER WELTEROBERER

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0067

© Universitätsbibliothek Heidelberg

BILDER ohne Worte

DER ZAHN MUSS RAUS!

Kladderadatsch

CHRONIK

AKTUELLE ZITATE

Werner: „In Persien, Herr Major, gibt's einen trefflichen Krieg; was meinen Sie?"
v. Tellheim: „Wir wollen das überlegen, geh nur, Werner!"

(„*Minna von Barnhelm*")

Der Mörder Darlans

„... Man hat Exempel
Daß man den Mord liebt und den Mörder straft."

(„*Wallensteins Tod*")

Im Lichte Shakespeares

„Ich sehe in dir eine gute Besserung deines Lebens: vom Beten zum Beutelschneiden ..."

(„*König Heinrich IV.*", *Teil I*)

„Törichte Köter! Sie rennen blindlings einem russischen Bären in den Rachen ..."

(„*König Heinrich V.*")

Unzulänglicher Grund

Die USA.-Zeitschrift „Time" meint, man habe dem USA.-Volk schon so oft die Eindämmung, ja sogar die Beseitigung der U-Boot-Gefahr vorgeflunkert, ohne daß jemals hierfür eine Berechtigung vorgelegen hätte, nun müsse man endlich einmal der Ursache dieses Versagens auf den Grund gehen.

Es ist begreiflich, daß es der „Time" nicht genügt, wenn immer nur die Schiffe der „Alliierten" auf den Grund gehen. k. v.

Voreiliger junger Mann

Einer der vielfach vorbestraften amerikanischen Zuchthäusler, die sich zum Militärdienst gegen die Achse gemeldet hatten, der Soldat Irwin Kadens, hat die wiedergewonnene Freiheit sofort seinem Vorleben entsprechend ausgenutzt. Er beging eine Kindesentführung mit anschließender Erpressung, vier Notzuchtangriffe auf Frauen, siebzehn Straßenräubereien unter Anwendung der Waffe und sechs Kraftwagendiebstähle.

Hätte er damit bis nach der Landung seines Truppenteils in Marokko gewartet, wäre er als Held gefeiert worden. w. p.

Ovationen

Verschiedene maßgebende Direktoren und eine ganze Reihe von Industriegrößen Schwedens sandten an Stalin zum 25jährigen Bestehen der Sowjetunion herzlich gehaltene Glückwunschtelegramme, in denen der Hoffnung auf eine weitere Entwicklung der UdSSR. Ausdruck gegeben wird.

Nur die allergrößten Kälber wählen ihren Metzger selber! h. k.

UNGLAUBLICH

Der Plan des englischen Innenministers Morrison, die englischen Frauen als Feuerwehrleute einzusetzen, scheiterte am energischen Widerstand der empörten Engländerinnen.

Was denkt sich dieser Innenminister Morrison?
Die Engeländerinnen
am Sauerstoff-Ballon?

Die Hände an der Spritze
auf Leitern und Geäst
bei unerhörter Hitze,
berußt, verbeult, durchnäßt?

Ach, es ist gar entsetzlich,
was der Minister denkt!
Weiß er denn nicht, wie plötzlich
ein Weibsbild — Feuer fängt?

Willi Pactsch

Höhere Moral

Der Londoner „Daily Mirror" beklagt sich bitter darüber, daß die dreizehnjährigen englischen Mädchen regelrecht Jagd auf USA.-Soldaten machen. Das Blatt weist darauf hin, daß die jungen Mädchen aller Gesellschaftskreise geradezu hemmungslos seien.

Zur Ehre der englischen Mädchen sei gesagt, daß sie kein anderes Verlangen beseelt, als sich an den so oft gepriesenen idealen Menschen aufzurichten, wobei sie Tuchfühlung mit dem Vergötterten nehmen. w. p.

Um die Freiheit

Die arabische Bevölkerung in Französisch-Nordafrika beklagt sich bitter darüber, daß an Stelle der von den Invasionsmächten versprochenen Freiheit Massenverhaftungen und Hinrichtungen unter der dortigen Bevölkerung ohne jeden Grund erfolgen. Proteste blieben wirkungslos. Bittsteller wies General Eisenhower glatt ab, da kein Grund zur Beschwerde vorliege.

Nach seiner Ansicht ist doch die arabische Bevölkerung dort mehr als frei, sogar vogelfrei ... h. k.

Die Meinung der Karikaturisten

„Verstehe nicht, Jack, warum man diese Frau Roosevelt karikiert. – Man sollte sie einfach photographieren!"

Sturm

Wie erst Mitte Januar bekanntgegeben wurde, erlebte Kanada um die Jahreswende den stärksten Sturm seit 50 Jahren.

Und da das Barometer dort täglich fällt, ist in dieser Hinsicht dort noch alles mögliche zu erwarten. h. k.

Vorschlag

Der frühere Direktor des amerikanischen Zuchthauses Sing-Sing machte in der USA-Zeitschrift den Vorschlag, 75 % aller männlichen Sträflinge sämtlicher Zuchthäuser und Gefängnisse in den USA. zum Wehrdienst einzuberufen.

„Wehrdienst ist Ehrendienst" — amerikanisch aufgefaßt .... h. k.

Der Sparer Nr. 1

Wie die USA.-Zeitschrift „Time" berichtet, hat der Unterausschuß der Handelsmarine des USA.-Repräsentantenhauses festgestellt, daß die South Portland Shipbuilding Corporation in eineinhalb Jahr nur 8 von den 84 Liberty-Schiffen gebaut, die sie vertraglich übernommen hatte, dabei jedoch einen Gewinn erzielt, der zwischen 200 und 2000 % liege.

Die Schiffbaugesellschaft erwartet nun noch eine Regierungsbelohnung dafür, daß sie in dieser Zeit so wertvolle und knappe Rohstoffe, die inzwischen längst auf dem Meeresgrund gelandet wären, gespart hat. k. v.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0068
© Universitätsbibliothek Heidelberg

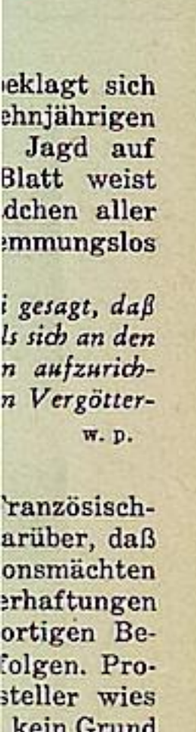
eklagt sich
ehnjährigen
Jagd auf
Blatt weist
dchen aller
emmungslos

i gesagt, daß
ls sich an den
n aufzurich-
n Vergötter-
w. p.

Französisch-
arüber, daß
onsmächten
erhaftungen
ortigen Be-
folgen. Pro-
steller wies
kein Grund

rabische Be-
vogelfrei . . .
h. k.

uristen



Frau Roosevelt
ographieren!"

nntgegeben
ahreswende
en.
fällt, ist in
gliche zu er-
h. k.

erikanischen
n der USA-
aller männ-
Zuchthäuser
zum Wehr-

amerikanisch
h. k.

" berichtet,
ndelsmarine
festgestellt,
ilding Cor-
8 von den
sie vertrag-
edoch einen
und 2000 %

un noch eine
ie in dieser
offe, die in-
nd gelandet
k. v.

Schiller schlägt zu!

(Aus den Xenien)

Den Amerikanern.

Freiheitspriester! Ihr habt die Göttin niemals gesehen,
denn mit knirschendem Zahn zeigt sich die Göttliche nicht.

Den Engländern.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen;
endlich, es hilft nichts, ihr Herren, muß man den Beutel doch ziehn.

Roosevelt.

Freut euch des Schmetterlings nicht, der Bösewicht zeugt euch die Raupe,
die euch den herrlichen Kohl fast aus der Schüssel verzehrt.

Stalin.

Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.

Churchill.

Was den konfusen Kopf so ganz besonders bezeichnet,
ist, daß er alles verfolgt, was zur Gestalt sich erhebt.

Knox.

Öfters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nicht wirken,
auch jetzt wirkest du nichts; nimm nur das Maul nicht so voll!

Gaullisten.

Flüchtlinge, sagt, wer seid ihr? Von wannen trägt euch die Woge?
Habt ihr wo ein Gewerb? Streift ihr als Räuber umher?

(Mitgeteilt durch M. Kr.)

Schön umschrieben

Auf einer Tagung des britischen „Anti-U-Boot-Komitee" begründete Churchill die Berufung von Cripps als Vorsitzender des Komitees damit, daß er besondere Fähigkeiten besitzt, sich über hochtechnische Fragen eine gesunde Laienansicht zu bilden.

Das ist so zu verstehen, daß Cripps imstande ist, ein durch Sachkenntnis nicht getrübtes Urteil fällen zu können. k. v.

Größenwahn

London berichtet: „Zwei Lastkraftwagen mit leichten Flakgeschützen begleiteten das Auto des King, als er zu einer Truppenbesichtigung fuhr. Im Anschluß an die Parade setzte er auf einem M.G.-Wagen auf einem Floß über einen Fluß." —

„Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant", Kinder sind Kinder und treiben kindischen Kram. Wenn man uns berichten würde, der King führe einen L.K.W. mit sich, der die Last der Regierungsgeschäfte befördert, so würde man das als immerhin denkbar bezeichnen, denn warum soll man einen Mann, der dem Namen nach Herrscher eines ehemaligen Weltreichs ist, nicht gelegentlich von einem leeren Lastwagen begleiten lassen. Aber das mit den Flakgeschützen ist Größenwahn. Der King hält sich für ein kriegswichtiges Ziel! Der King! Kriegswichtig! — Ach, du liebe Güte! Und die Überquerung eines Flusses auf einem Floß, die der Hofbericht verzeichnet, kommt zu spät. Er hätte den Fluß, den er für den Rubicon hielt, nicht überschreiten dürfen, indem er dem Regenschirmherrn Chamberlain Vollmacht gab, den Krieg zu erklären. Denn dies Gewässer war gar nicht der Rubicon, sondern der Halys, und der King hat, als er ihn überschritt, wie einst Krösus, ein großes Reich zerstört, nämlich sein eigenes. s.

EINE FURCHTBARE DROHUNG

In Washingtoner Künstlerkreisen geht das Gerücht um, das deutsche Volk solle durch Austausch der bekannten Büste der Nofretete gegen eine solche der Präsidentin Eleanor bestraft werden.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0069

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Steckbriefe

BOTSCHAFTER FLYNN

Selbst in den USA. stank schon
zu heftig seine Korruption,
und auch die eigene Partei
fand, daß der Herr ein Schandfleck sei,
doch Roosevelt schickt den „Demokraten"
kühn in die Welt als Diplomaten.
Wahrscheinlich weiß der Präsident,
daß ihn der Gauner zu gut kennt.

GENERAL KESZ

Der schöne Name ist kein Scherz –
der Knabe heißt so, Hand aufs Herz.
Herr Churchill will den kessen Knaben
als Schmuck des Offizierkorps haben.
Wir gönnen ihm den Mann, indes –
am Ende heißt der Held bloß Kess.

OBERRABBINER HERTZ

Am Hof des King und anderwärts
führt jetzt das große Wort Herr Hertz,
und niemand sagt: „Sie können gehn!
Mit Eises, Hertz, sind wir versehn!"
Was muß wohl erst geschehen, bis die Briten
auch eines Tages mal den Hertz ausschütten?!

– eve –

Kladderadatsch

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

Die Kleinen und die Großen

Im Reiche Winston Churchills war man bekanntlich eines Tages auf den Einfall gekommen, die Zivilbevölkerung für den Heckenschützenkrieg auszubilden. Zu diesem Zwecke hatte man sogenannte Heimwehren gegründet, über die in den letzten Monaten so wenig verlautete, daß man mit Recht annehmen zu können glaubte, dieser Verein habe sich, nachdem Mister Jones und Miss.s Brown sich in voller Kriegsbemalung für die diversen Familienalben photographieren ließen, in seine Bestandteile aufgelöst. Da diese Meinung anscheinend auch auf der britischen Insel weit verbreitet war, sah sich kürzlich die Plutokratenpresse veranlaßt, des langen und breiten von den Heldentaten eines solchen Heimwehrmannes zu erzählen. Der Wackere wurde nach allen Regeln der Kunst interviewt und gab dabei natürlich manch artig Stücklein zum besten. Old England war von ihm entzückt, feierte ihn, und er ließ es sich gern gefallen, zumal dabei recht angenehme Einladungen zu „feinen Leuten" abfielen und sogar eine Geldspende von 25 Pfund.

Die hat aber anscheinend einen weniger erfolgreichen Heimwehrmann geärgert und der hat dann sein Mundwerk spazieren geführt, denn der Jubel um den Heroen aus dem Heckenschützenverein ist jach verstummt. Es hat sich herausgestellt, daß alles Schwindel war. Die Taten des Heimwehrmannes existierten nur in seiner Phantasie. Nun ist man böse auf ihn und fühlt sich genasführt. Warum denn eigentlich? Uns scheint, es handelt sich hierbei wieder einmal um die alte Wahrheit von den Kleinen, die gehenkt werden, während die Großen frei herumlaufen. Denn der Heimwehrmann hat doch im verkleinerten Maßstab nur das wiederholt, was ihm seine politischen „Führer" vorgemacht haben. Der Unterschied liegt nur darin, daß ein Plutokratenjüngling auf solche Leistungen hin einen gut besoldeten Posten in der „Informationsministerium" benamsten Lügenzentrale bekommen würde, während man den simplen Heimwehrmann verächtlich einen üblen Schwindler nennt. So ungerecht sind die Pharisäer.

Zwei neue Vereine

Die Juden in Palästina haben einen Flottenverein gegründet, dem bereits zehntausend Mitglieder beigetreten sind. Nach allem, was man sich so unter jüdischer Seefahrt vorstellen kann, dürfte es sich weniger um einen Flottenverein als vielmehr um einen flotten Verein handeln, der die Beschäftigung mit dem Element, das keine Balken hat, andern Leuten überläßt. Denn die Tatsache, daß die Jüden „mit allen Wassern" gewaschen sind, beweist nichts gegen ihre bekannte Wasserscheu, sondern erklärt diese im Gegenteil. Analog der Spruchweisheit „Gebranntes Kind scheut das Feuer", ließe sich vielleicht die jüdische Lebensregel aufstellen „Gebadeter Bocher scheut das Wasser".

Andererseits läßt sich natürlich weder verkennen noch leugnen, daß eine innere Umstellung der Hebräer in dieser Frage durch den Umstand herbeigeführt sein kann, daß sie ihre Weltherrschaftspläne langsam aber sicher zu Wasser werden sehen. Freilich ist dies Wasser nicht von der Art, daß sich „mit tausend Masten der Jüngling" wagemutig ihm anvertrauen könnte. Überhaupt — das Anvertrauen! Selbst die ausschweifende Phantasie eines unentwegten Utopisten vermag nicht, sich das Bild eines Israeliten auszumalen, der sein Leben einem jüdischen Kapitän anzuvertrauen die „Gewure" hätte. Denn „Kurs halten" ist für die Juden ein Börsenbegriff und „steuern" etwas, das man unterläßt. Wie aber, wenn der Kapitän sich von seinem Kurs ä paar Perzentchen abhandeln ließe oder wenn der Rudergänger bei „sofortiger Erfüllung" der Befehle des Wachoffiziers Skonto verlangte!" — Das wissen die Juden selbst ganz genau, und so dürfte es sich, wie gesagt, bei dem Flottenverein um einen flotten Verein zur Begaunerung von Seeleuten handeln.

Im Gegensatz dazu entspricht der andere Verein, von dem dieser Tage in der angelsächsischen Presse die Rede war, einer plutokratischen Notwendigkeit. Aus New York wird nämlich folgendes gemeldet: „Eine hiesige Rekrutierungsstelle zeigte fünfundzwanzig Engländer und einen Kanadier wegen Drückebergerei an. Besagte Tommies haben es bisher verstanden, sich durch politische Beziehungen vor der Einberufung zur Armee zu schützen. Als Grund für ihre mangelnde Begeisterung gaben sie, an ihrer Spitze der berühmte Tennisspieler Austin, an, sie könnten nicht Soldat werden, weil sie der „Bewegung für moralische Wiederaufrüstung" angehören. Moralische Wiederaufrüstung ist nun ganz gewiß etwas, das den vereinigten Plutokratien dringend nottut, denn der Abbau der privaten wie der politischen Moral hat dortzulande in den letzten Jahren enorme Fortschritte gemacht. Man kann sagen, daß er das einzige ist, was den Briten in diesem Kriege restlos gelungen ist. Die Gemütsverfassung der Mordbuben vom Dampfer „Baralong" (wenn man für etwas so unsagbar Scheußliches das Wort „Gemütsverfassung" überhaupt gebrauchen darf!) ist in diesem Kriege Gemeingut des britischen Volkes geworden. Unter der Leitung des antimoralischen Schurken Churchill geben sich die Engländer nun öffentlich als das, was sie heimlich schon immer waren, als eine Bande von Mördern, Dieben und Piraten, und der Abbau der Moral zeigt sich in der unverhüllten Schamlosigkeit, mit der sie sich ihrer Schande rühmen. Im Vergleich zu ihrem Vansittartismus sind Irrsinnsphantasien des Marquis de Sade ein anmutiges Gesellschaftsspiel für den Salon. Wenn die Burschen eins dringend brauchen, dann ganz gewiß die moralische Wiederaufrüstung. Nur, daß der moralische Tennisspieler und seine Kumpane es anscheinend nur für unmoralisch halten, sich selbst einer Gefahr auszusetzen, während sie es ganz in der Ordnung finden, daß fremde Völker für den plutokratischen Geldsack sterben gehen.

Die moralische Wiederaufrüstung der Plutokratien ist ebensosehr eine Notwendigkeit wie eine Unmöglichkeit: das Rüstungspotential einer von dem meineidigen Roosevelt, dem Betrüger Churchill und dem Secret-service-Mörder Vansittart gegängelten Welt reicht dafür nicht aus. Man muß sie an ihrem eigenen Schmutz ersticken lassen!

– iev. –

Unter Bäumen süßes Träumen

oder: Plutobolschewistisches Erwachen

Laut rühmen sie, das Auge feucht,
weil sie gerührt vom Loben,
wieviele Früchte sie erreicht —
sie hängen nur noch oben!

Geduld, bis es das Schicksal fügt,
wir brauchen nicht zu drängen,
daß ihre Frucht — am Boden liegt,
und daß sie — droben hängen!

v. b.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0070

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Die Emigranten-Regierung Haakons demonstrierte in Washington gegen vermeintliche Nichtbeachtung.

DIE SORGEN DER KLEINEN

„Wir protestieren dagegen, daß wir nicht ernst genommen werden!"

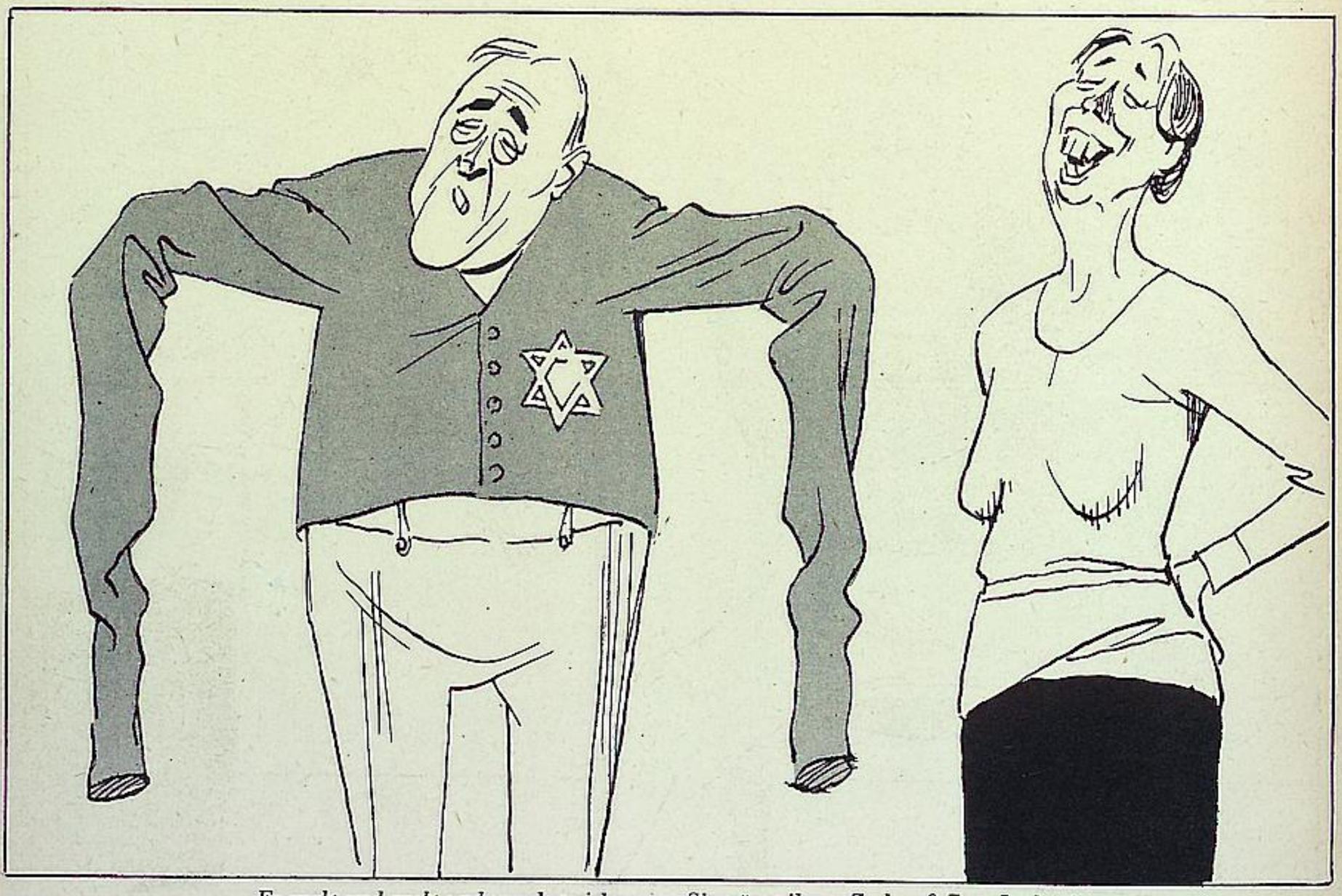
Kladderadatsch

AUS DEM IRRENHAUS

Herr Roosevelt liebt das bequeme und sinnige Prinzip „Man nehme“,

drum führt ihm gern Frau Eleanor mal wieder ein Präsentchen vor:

„Das schickt dir dein Freund Rosenman! Komm, zieh das Jäckchen doch mal an!“



Er probt und probt und wundert sich: „Die Ärmel sind zu lang für mich!“

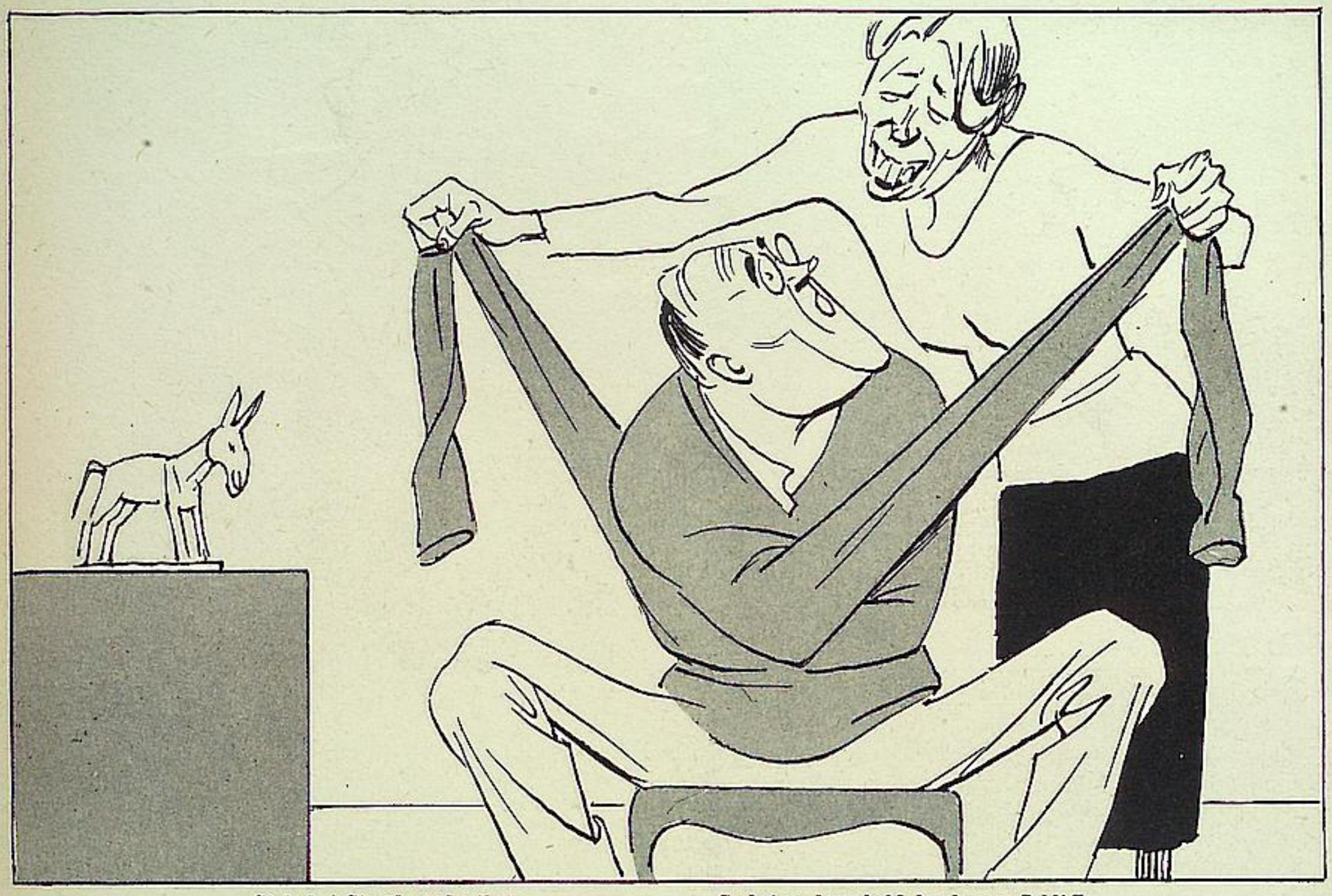
Sie tröstet ihn: „Zu lang? Zum Lachen! Du kannst doch lange Finger machen!“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

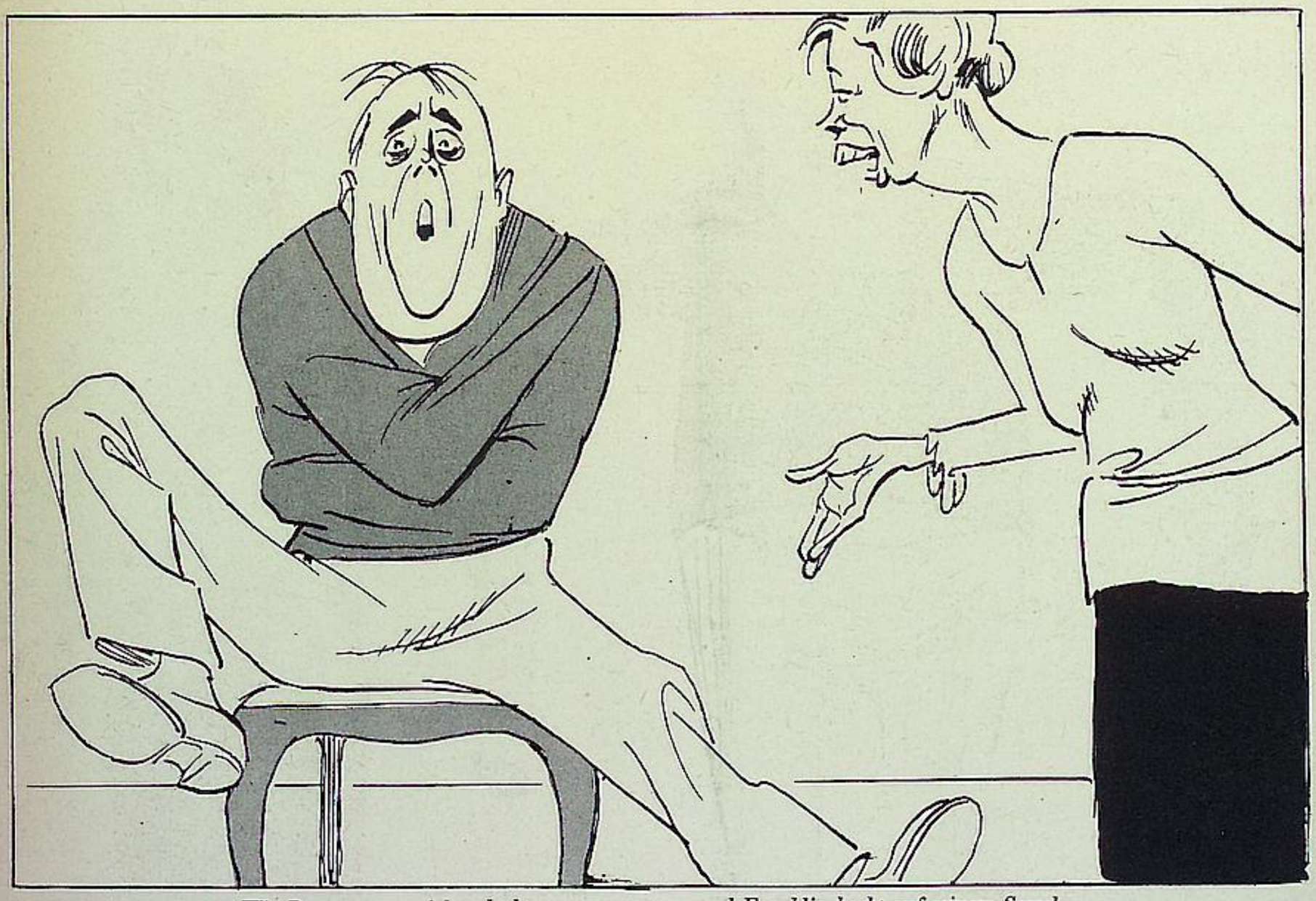
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0072

© Universitätsbibliothek Heidelberg



Sieh da! Sie überredet ihn:
„Wenn was nicht sitzt, muß man dran ziehn!“

So kriegt denn bald den letzten Schliff
das neue Jäckchen „à la Juif.“



Wie Rosenman es sich gedacht,
hat's Eleanor zustand gebracht,

und Franklin hockt auf seinem Sessel,
bis an den Hals in Judas Fessel. -eve.-

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0073

© Universitätsbibliothek Heidelberg

HINDENBURG

„Nur aus Manneszucht und Opfergeist kann ein Geschlecht erstehen, das den großen Aufgaben, vor welche die Geschichte das deutsche Volk stellen wird, gewachsen ist. Nur wer gehorchen gelernt hat, kann später auch befehlen. Und nur wer Ehrfurcht vor der Vergangenheit unseres Volkes hat, kann dessen Zukunft meistern."

ORDENSBURG AN DER WEICHSEL

Von
Franz Lüdtke

Ich schau' hinab vom hohen,
geborstenen Turm ins Tal.
Wie war von Starken, Frohen
doch einst so eng der Saal!

Von Wolken, regenfeuchten,
mein Haupt ist ganz umdacht,
Gewitterkerzen leuchten,
weit, weltenweit die Nacht.

Die Stadt zu meinen Füßen,
schwimmt wie in dunklem Traum,
der toten Helden Grüßen
schwebt um der Mauern Saum.

Ich muß den Klängen lauschen
der Orgel aus dem Dom,
ich hör' ein dumpfes Rauschen,
das ist der alte Strom.

Mein Herz ist tief verwundert
und darf nicht stille sein.
Jahrhundert um Jahrhundert
sank über Gruft und Stein.

Ich hör' die Weichsel gleiten
und weiß mich eng verwandt
den Menschen aller Zeiten
in diesem deutschen Land.

Nichts für ungut!

„Wer will bauen an der Straßen, muß die Leute reden lassen!", sagt ein alter deutscher Handwerkerspruch. Das ist richtig und gilt nicht nur für den, der Häuser errichtet, sondern auch für den, der Sätze, Theaterstücke, Romane oder Zeitschriften „baut". — Nur leider reden die Leute manchmal zu viel, nämlich nicht sachlich, sondern persönlich; nicht gut überlegt, sondern übel gelaunt. — Nichts für ungut, aber der Teufel soll sie lotweise holen!

Haben Sie schon einmal etwas von „Papierkrieg" gehört? Nun, der entsteht aus dem Trugschluß mancher Leute, weil sie das ABC gelernt hätten, könnten und dürften sie nun auch schreiben, und weil sie nicht lesen können, dürften sie übelnehmen. Wenn in einem Theaterstück ein unerfreulicher Charakter vorkommt, dessen Inhaber — weil ja ein Theaterstück weder auf dem Mond noch im luftleeren Raum unter Leuten ohne Beruf spielt — sich durch irgendein Handwerk oder Gewerbe ernährt, so halten das einige Zeitgenossen für einen Grund, in ihrer Berufsehre gekränkt zu sein und einen Papierkrieg zu entfesseln, wobei sie nicht mehr und nicht weniger behaupten, als daß sämtliche Mitglieder ihres Berufsstandes makellose Charaktere und Engel seien, wie sie nur in Märchen vorkommen; zwar hat die Schlechtigkeit des Menschen in dem Theaterstück nicht das geringste mit seinem Beruf zu tun, aber das macht nichts, Herr Wichtig und Frau Nichtig fühlen sich gekränkt und entladen dieses Gefühl in Briefen. — Eigentlich hätte ich jetzt nicht sagen dürfen: Herr Wichtig und Frau Nichtig, sondern Herr Icksypsilonzett und Frau Uvauweh, denn nun muß ich gewärtig sein, daß mir Zeitgenossen, die tatsächlich Wichtig oder Nichtig heißen, bitterböse schreiben, schon seit Karl dem Heizbaren von Dingsbums seien ihre Familiennamen Schmuck und Zierde zahlreicher angesehener Leute, einer von ihnen sei sogar Oberhandelsrat gewesen, und es sei unglaublich, daß wir diesen Namen verächtlich machen wollten. Zwar haben wir den Namen gar nicht verächtlich gemacht oder lächerlich, sondern wir haben lediglich einigen Typen, die uns komisch vorkommen, diesen Namen beigelegt — macht nichts! genau so wenig, wie irgendein Angehöriger irgendeines Berufes, so darf auch irgendein Träger irgendeines Namens komische oder unsympathische Charakterzüge haben. Wenigstens behaupteten das die Briefschreiber. Die Menschen, die zum Gegenstand literarischer oder gar satirischer Darstellung werden, müssen demnach nicht nur berufslos sondern auch namenlos sein, selbstverständlich auch nirgendwo beheimatet. Aber darüber brauchte man nicht viele Worte verlieren (denn ihre Anwendung bedeutet in diesem Falle einen Verlust, da die Übelnehmer sich ja eben nicht überzeugen lassen wollen), man brauchte nur gelassen zu antworten: „Der Satiriker ist nicht dazu da, der Allgemeinheit ein Leumundszeugnis auszustellen, sondern dazu, gewissen Außenseitern einen Steckbrief anzuheften!" Damit wäre dann für uns die Sache erledigt.

Wenn man sich nun aber überlegt, daß wir ja nur ganz bescheidene Privatpersonen sind, und daß es noch ganz andere, viel lohnendere Objekte für einen Papierkrieg gibt, dann muß man sich doch bedenklich am Kopf kratzen.

Denn der Schluß liegt doch nahe, daß Lebewesen, die sich für den Nabel der Welt halten und deren Gefühle so dicht an der Oberfläche liegen, daß sie leicht verletzt werden können, im Alltagsleben noch mehr Gelegenheit finden, etwas übelzunehmen als bei der — immerhin zeitlich begrenzten — Lektüre von Zeitschriften und Romanen. Und wie jener moralinsaure Zeitgenosse, der vor einigen Monaten einen Papierkrieg begonnen hatte, weil im Rundfunk eine Anekdote erzählt worden war, in der Goetz v. Berlichingens kräftiges Männerwort vorkam, so mögen noch viele andere Leute Anlaß zu Entrüstungen aller Art finden.

Ehedem tobte sich dergleichen in Beleidigungsprozessen aus. Dem ist jetzt manches lobenswerte Hindernis in den Weg gelegt worden. Aber Briefe schreiben kann man noch immer. Und wenn sie auch nur die Mitteilung enthalten, daß es in der Wohnung von Frau Uvauweh häufig nach echtem Bohnenkaffee rieche, und daß dieses Aroma nach dem Staatsanwalt schreie; oder daß Herr Icksypsilonzett schon wieder einen Stiftzahn mit Platinstift habe, wo doch Platin aus dem Ural stamme, und überhaupt sei die Sache

TOTE LANDSCHAFT

In fahlem Dämmer geistert um das Moor
die Nebelfrau und webt mit blassen Händen
um Fels und Winterwald den grauen Flor.

Wie Tränen tropft es von den kahlen Wänden . . .
Müd tastet sich der Fluß durch Ried und Rohr
vorüber an erstorbenen Geländen.

Bang birgt das Grauen sich an dunkler Klippe
und starrt mit hohlen Augen in die Nacht:
Ein Wandrer steigt mit Stundenglas und Hippe

gespenstisch still empor aus düsterm Schacht,
zum Riesenschatten dehnt sich ein Gerippe
und hält im toten Lande stumm die Wacht . . .

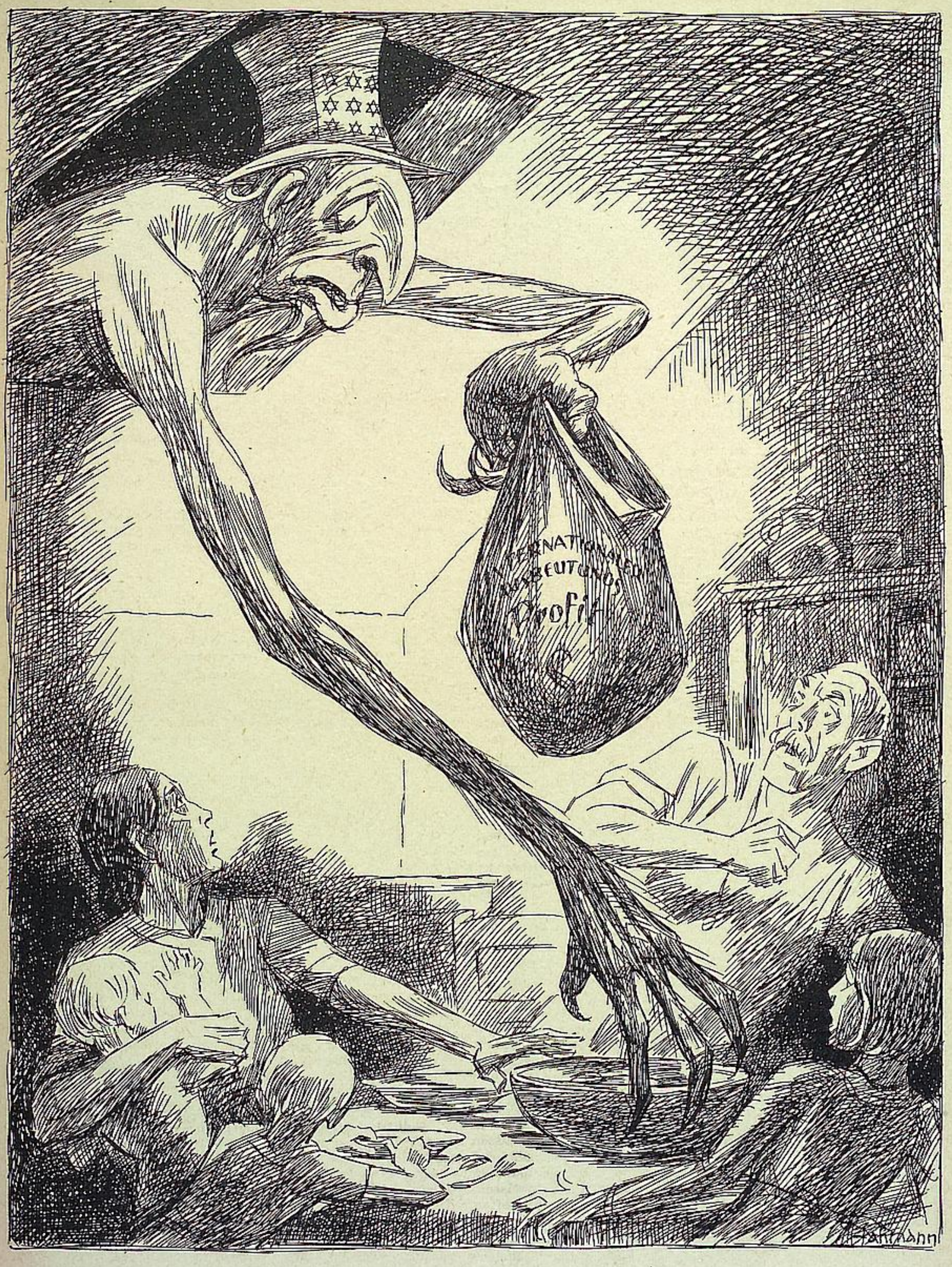
Paul Wolf

verdächtig, — also: wenn diese Briefe auch nichts weiter enthalten, so belästigen sie doch die Post, müssen geöffnet und weiter bearbeitet werden,

Wie aber, wenn die Zuschriftsteller einen Schreibtischposten bekleiden, der ihnen gestattet, zu „organisieren", „Vorgänge" anzulegen und „in den Geschäftsgang zu leiten". Und wenn es sich nur um die Interessengemeinschaft der Ichthyosauruszüchter handelt (ich würde Drahthaarkaninchenzüchter sagen, aber vielleicht gibt es die, und sie könnten sich beleidigt fühlen), wenn es sich auch nur um die „Abwickelungsstelle des Vereins von Fabrikanten synthetischer Hasenhaare" dreht oder um das „Institut für die Markterforschung der hinteren Kragenknopfindustrie" — welche Möglichkeiten für einen munteren Papierkrieg ergeben sich da, wer kann da alles an wen schreiben, wie kann man da Stellung nehmen, rückantworten, zuleiten, weiterleiten, registrieren, protestieren und was weiß ich! Für jeden Übelnehmer, Besserwisser, Hinweiser und Rücksichtler müßte es da eine Lust sein, zu leben, wenn — — — Wenn wir anderen mitmachten. Aber, nichts für ungut, wir machen das nicht mit! Wir übersehen ihre Schreibebriefe und überhören ihre Proteste! Oder — noch besser — wir nehmen ihnen auch einmal etwas übel, nämlich, daß sie uns die Zeit stehlen und die gute Laune verderben. Denn unsere Zeit können wir nützlich verwenden, und auch gute Laune ist kriegswichtig. rosi.

(Nachschrift: Oberhandelsräte gibt es nicht. Ich habe den Titel nur erfunden, damit sich niemand beleidigt fühlt.)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0074
© Universitätsbibliothek Heidelberg



„DIE WELT MUSS VON DER FURCHT BEFREIT WERDEN“,

(SAGT MISTER ROOSEVELT)

GEWISS! VON DER FURCHT VOR DIESEM GESPENST!

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0075

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

KÄTHE GOLD

Wir haben hier bisher meistens Darsteller „porträtiert", die im Tonfilm häufig beschäftigt und somit einer Millionenzahl von Kinobesuchern gut bekannt sind.

Heute ist eigentlich das Gegenteil — wenn schon nicht Grund, so doch Anlaß zu unserm Versuch, das Wesen der Kunst von Käthe Gold zu skizzieren. Käthe Gold erscheint sehr selten auf der tönenden Leinewand, und das erscheint uns sehr bedauerlich, denn wenn wir auch Name und Inhalt der Filme längst vergessen haben, in denen wir sie mitwirken sahen, so haftet doch die Erinnerung an das, was sie uns da gab, fest und unauslöschlich in unserm Gedächtnis.

Vielleicht ist gerade der große zeitliche Abstand, der zwischen dem Genuß ihrer Leistung und dem Versuch liegt, sie mit wenigen Worten zu schildern, der Absicht förderlich, uns nicht in Einzelheiten zu verlieren, sondern das Wesenhafte herauszustellen.

Und das glauben wir, mit dem Satz am besten zu tun: „Das Wesen der Kunst Käthe Golds ist das Weibliche schlechthin." Wir hatten von allen ihren Rollen den Eindruck, daß da ein echtes, ungebrochen weibliches Temperament den geistigen Gehalt ihrer darstellerischen Partie unmittelbar ins Gefühlsmäßige umsetzte, daß da nicht psychologisch an einem Charakter getüftelt und gedeutelt wurde, sondern daß da ein fremdes Menschentum erlebt und, in das eigene der Künstlerin umgeschmolzen wurde. So ergaben sich immer Gestalten und Gestaltungen aus einem Guß, die in ihrer Ungebrochenheit elementar dramatisch wirkten, so dramatisch, daß die beinahe lyrischen, jedenfalls aber gefühlsbetonten Ausdrucksmittel der Schauspielerin nicht mehr Abschwächung, sondern Bereicherung gaben. Der Zusammenklang dieser seelischen Akkorde ergibt einen ganz eignen Ton, eben den, der Käthe Gold unverwechselbar macht und der ein so reiches Register von Ausdrucksmöglichkeiten ergibt, daß der Rollenkreis der Darstellerin schwer abzugrenzen und gar nicht weit genug zu ziehen ist.

Theaterkarten sind heute Mangelware; es wäre erfreulich, wenn die Kunst von Käthe Gold nicht nur den Besuchern der Berliner Staatstheater, sondern — mehr als bisher — durch den Tonfilm allen dargeboten würde.

R. S.

Im Rampenlicht...

GESCHICHTEN UM BRAHMS

Johannes Brahms, dessen norddeutsche Wesensart sich auch in seiner Musik nie verleugnet, hatte gleichwohl Wien zu seiner Wahlheimat gemacht und fühlte sich dort auch recht wohl. Nur eins störte ihn sehr, nämlich, daß die Wiener sich alle erdenkliche Mühe gaben, den Ruf ihrer Stadt als der des Sanges und der Lieder zu rechtfertigen. Denn keine Straße war vor Leierkästen sicher und kein Haus entbehrte der klavierspielenden Dilettanten. Brahms, der es, wenn er arbeitete, mit Wilhelm Busch hielt: „Musik wird oft nicht schön empfunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden", war der Verzweiflung nahe. So oft er seine Wohnung aufgab, um den musikalischen Geräuschen zu entfliehen, kam er vom Regen in die Traufe: im neuen Haus wurde noch mehr Klavier gespielt. Was half es ihm da, daß die Vermieterinnen auf seine Frage, ob die Wohnung wirklich ruhig sei, mit einem lügenhaften „Ja" geantwortet hatten. Der Lärm war nun einmal nicht zu überhören. Nachdem der Meister zum xten Male in kurzer Zeit seine Wohnung gekündigt hatte, versuchte er es, durch Erfahrung gewitzigt, auf andere Art. Sobald er eine Behausung ausfindig gemacht hatte, die seinen Wünschen entsprach, sagte er der Wirtin: „Das Zimmer gefällt mir und ich würde auch sehr gern bei Ihnen mieten, aber ich habe doch noch einige Bedenken. Die Wohnung kommt mir gar zu ruhig vor, und, wissen Sie, das kann ich für den Tod nicht leiden! Ich bin nämlich ein leidenschaftlicher Musikfreund, ich kann ohne Musik überhaupt nicht leben, und überhaupt muß es in meiner Umgebung recht laut und lebhaft zugehen, denn das hält jung!" — Die Vermieterinnen fielen prompt herein und „beruhigten" den „lebenslustigen" Wohnungsinteressenten: „Ah, da könnens ganz beruhigt sein, Herr Doktor, Musik ham wir genug. Mindestens drei Klaviere san da im Haus, und dann die Werkelmänner und die Straßenmusikanten, i sag bloß eins: der Herr Doktor werden staunen, was sich da alles tut!" Brahms wußte dann genug und entfernte sich mit der Versicherung, er werde sich die Sache noch einmal überlegen und am nächsten Tage wiederkommen. So wanderte er tagelang straßauf, straßab, treppauf, treppab, bis in der Karlsgasse eine Wohnungsinhaberin bedauernd antwortete: „Schade! Wenn Sie es laut und lebhaft haben wollen, würden Sie sich hier wohl kaum wohl fühlen. Hier ist es ganz still. Es wohnen nur ruhige, ältere Leute hier, die weder singen noch Musik machen, und für die Straßenmusikanten zahlt's sich nicht aus, hierherzukommen." — Noch ehe die Frau zu Ende gesprochen hatte, zückte Brahms seine Geldbörse und zahlte die Miete. Bis zu seinem Tod hat er die Wohnung beibehalten. Solange er auch in Wien wohnte, die österreichische Sitte, jeden „besseren Herrn" als Baron oder als „Herr von" anzureden, kam ihm immer komisch vor, und er parodierte deshalb gern den Wiener Tonfall, mit dem man Herrn Meier oder Herrn Schulze in den Adelsstand erhob, in dem er auch seinerseits alle Leute „Herr Graf" oder „Herr Baron" titulierte. Aber eines Tages kam er an den Unrechten. „Ich heiße nur Weidner", sagte der, „aber wenn Sie meinen, daß der Umgang mit Ihnen adelt, können Sie mich getrost Herr Baron Weidner nennen." — Brahms hat ihn nie wieder gefrotzelt.

Eines Abends saß Brahms in vergnügter Gesellschaft und hatte schon ziemlich heftig dem guten Rotspon zugesprochen, da sagte ein unternehmungslustiges Mitglied der Tafelrunde: „Kinder, wißt ihr was, wir machen jetzt noch einen Besuch. Der Eugen d'Albert hat doch neulich zum drittenmal geheiratet. Heute abend ist er in Wien angekommen mit seiner jungen Frau, und da wär's doch nett, wenn wir in sein Hotel gingen und ihm gratulierten!" — Der Plan fand allgemeine Zustimmung. Nur Brahms, dem der Rotwein besonders gut schmeckte, brummte ablehnend: „Ach was! Geht nur allein! D'Albert wird sowieso noch ein paarmal heiraten, da kann ich die dritte Frau überspringen!" Nach diesen Worten ließ er sich seine Lieblingsspeise, ungarischen Gulasch, kommen, aß und trank und war nicht mehr zu sprechen. — In späteren Jahren, als sich die ersten Anzeichen seines schweren Leberleidens bemerkbar machten, mußte er einmal wegen eines heftigen Anfalls den Arzt aufsuchen, der ihm denn auch sofort den Genuß aller stark gewürzten Speisen verbot. Brahms knurrte: „Und gerade heute bin ich zu einem Gulasch eingeladen. Na, das eine darf ich doch wohl noch essen!" Der Arzt war entsetzt und sagte, gerade jetzt, wo die Krankheit akut geworden sei, könne das die allerschwersten Schädigungen zur Folge haben. Aber Brahms war nicht zu belehren. „Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf, Doktor", sagte er, „nehmen Sie einfach an, ich wäre erst nach dem Mittagessen zu Ihnen gekommen. Dann wüßte ich nichts von Ihrer Diätvorschrift und könnte also auch nicht dagegen verstoßen."

Im Sommer pflegte Brahms sich in Bad Ischl aufzuhalten, obwohl dies damals der Treffpunkt aller Prominenten war und der herbe Norddeutsche den „Betrieb" nicht liebte, der sich um sie herum entwickelte. Er haßte alles Äußerliche. Nur Ehrenzeichen machten eine Ausnahme. „Orden", sagte er, „sind mir Wurst, aber ich will welche haben." — Als ihn einmal beim Nachmittagskaffee in Ischl ein Autogrammjäger überfiel, sagte er unwirsch: „Sie verkennen mich: ich bin gar nicht Johann Strauß, ich bin nur der Verfasser von Brahms Tierleben." Sprach's und ging davon. rs-rs.

„Poste restante"

„Ich bin meiner Sendung als Künstlerin gewiß!"

„. . . Sind Sie auch gewiß, daß es keine lagernde Sendung ist?"

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0076
© Universitätsbibliothek Heidelberg

W. Trautschold. 1943

SCHLECHTE ERFAHRUNG

„Schick mir bald einen Scheck – aber bitte nicht mit Geleitzug!
Ich möchte nämlich nicht vergebens warten . . .“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0077

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Ein Beitrag zum Sieg

Die Filmstars in Hollywood haben sich zu einem „Gemeinschaftswerk für den Sieg" zusammengefunden. Hierbei sollen alle bisherigen persönlichen Rivalitäten beiseite gestellt werden.

Das bezieht sich besonders auf die laufenden Scheidungsverfahren, die zwar nicht eingestellt werden, wobei sich aber die Partner soweit wie irgend möglich entgegenkommen sollen. k. v.

Das Ewig-Weibliche

Auf der Insel Bornholm lassen die Viehversicherungsgesellschaften jetzt zum Schutz gegen den Pferdeschwindel den Pferden das Geburtsdatum auf der Unterseite der Unterlippe einbrennen.

Die Stuten werden in Zukunft sofort daran zu erkennen sein, daß sie die Unterlippe zusammengerollt tragen (damit niemand die Zahl ohne weiteres ablesen kann). w. p.

Undurchsichtiges

Eine Frau in Middletown in Texas, die sich nach nur mehrtägiger Bekanntschaft mit einem Leutnant der USA.-Armee verheiratete, beantragte nach kurzer Ehe die Scheidung mit der Begründung, ihr Mann trage Nachthemden aus japanischer Seide, was ihren Patriotismus empfindlich verletze.

Vielleicht hat die Frau aber auch mehr das gestört, was das Nachthemd verbergen sollte. k. v.

Berliner Gespräch

„Haste jelesen, det in eene italienische Stadt zwei Mächens sich so um eenen Liebhaba jestritten haben, det se zuletzt beinah nackt jewesen sind, weil se sich alles von'n Leibe jerissen hatten?"

„Sich? Na, det jeht ja noch. Ick dachte schon ihm!" k. v.

BOHNENKAFFEE

Kladderadatsch

Das erklärt vieles

Der Schriftsteller Alexander Abingdon hat allerlei Dummheiten aus Schulaufsätzen englischer und amerikanischer Schüler und Schülerinnen zusammengetragen. Darunter finden sich folgende Perlen:

„Der Kodak ist die Bibel der Mohammedaner."

*

„Ein Toreador ist ein verheerender Wirbel sturm."

*

„Die Bewohner Alt-Ägyptens wurden Mumien genannt."

*

„Mephistopheles war ein humoristischer Dichter im alten Griechenland."

*

„Die Philosophie behauptet erklären zu können, warum man glücklich ist, auch wenn man arm ist."

*

„Ein aufrichtiger Freund ist ein Mensch, der dir häßliche Dinge ins Gesicht sagt, statt sie hinter deinem Rücken zu verbreiten."

*

„Wilhelm Tell, der erste Präsident der Schweizer Republik, schoß seinen Sohn durch den Kopf, weil er einen Apfel gestohlen hatte."

*

Ein anderer Schüler derselben Klasse über den gleichen Vorgang:

„Wilhelm Tell stand auf seines Sohnes Kopf und schoß einen Pfeil durch einen Apfel."

*

Ein Zwölfjähriger, Sprößling einer New-Yorker Finanzgröße, schreibt über ein literarisches Thema: „Shakespeare hat nie viel Geld gemacht und ist nur durch seine Theaterstücke berühmt geworden."

*

„Manche von Shakespeares Werken sind dramatisiert worden."

*

„Napoleon hatte drei Frauen: Josephine, Maria-Theresia und Elba."

*

Auf die Frage: „Was tat Napoleon für Frankreich?" antwortet ein vierzehnjähriges Mädchen: „Er tötete Bonaparte."

*

Ein Gymnasiast über die Grundlage der englischen Verfassung:

„Die Magna Charta bestimmte unter anderem, daß kein freier Mann für das gleiche Vergehen zweimal gehenkt werden durfte."

*

„Der Unterschied zwischen einem König und einem Präsidenten besteht darin, daß der König der Sohn seines Vaters ist, der Präsident jedoch nicht."

*

„Am Nordpol ist es so kalt, daß dort die Städte überhaupt nicht bewohnt sind."

*

„Die Mitternachtssonne wird gewöhnlich Mond genannt."

*

Und auf die Frage nach dem Futurum von „er trinkt" antwortet eine Zehnjährige: „Er ist betrunken."

(Erstmalig übersetzt von Fiete Fischer)

DER HUT

Jedem weibgebor'nen Tropf,
wächst nach frauenhaftem Zopf,
gleichsam aus dem Haaresschopf,
festefeiernd für den Kopf:

hoch, schräg, schmal und nackentief,
flach, bestirnt, zart, windesschief,
sanft verbeult, schroff aggresiv,
wie ein göttliches Motiv,

zeitbeständig mit Effekt,
sich verzehrend am Defekt,
je nach dem, wer Architekt,
Würde heischend und Respekt

mit behaarlich — dummem Mut
(der liegt jeder Frau im Blut),
wie ein unvergänglich Gut:
einer Krone gleich — der Hut!

Dilhuit

Vom Kurzschluß

In einer oberbergischen Ortschaft kam ein Schwan der Starkstromleitung zu nahe. Es entstand Kurzschluß und die Folge war eine Totalverdunkelung für alle Teilhaber der Leitung.

Wieviel weniger ängstlich war es mit Schwänen im Altertum! Leda brauchte keine Totalverdunkelung zu fürchten und deshalb auch nicht kurz Schluß zu machen. Eine etwaige partielle Verdunkelung hat sie hoffentlich — selbst vorgenommen. v. b.

Übertönende Musik

Der große Spötter Voltaire erzählte einmal dem Fürst v. Ligne, der Feldmarschall und Schriftsteller war, zur „literarischen" Verwertung folgende Anekdote: „Die Marquise du Chatelet war so unglücklich über gewisse leibliche Bedürfnisse und wollte den niedrigen Dingen so entrückt sein, daß jedesmal, wenn sie in die Toilette ging, sechs Musikanten eine schöne Musik anstimmen mußten, um ihren Geist von einer so wenig edlen Angelegenheit abzuziehen. Damit sie aber nicht gegen den Musikgenuß abgestumpft würde, hörte sie Musik ganz allein bei solchem Anlaß." k. v.

Logisch

Der Lehrer hat mit der Klasse über hohe Politik gesprochen und sie einige kurze Sätze darüber schreiben lassen.

„Schmidt", sagte er tadelnd, „Du müßtest aber wissen, daß man ‚Weißbuch' nicht mit Schluß-s, sondern mit ß schreibt."

‚Ach", erwidert der Schüler, „ich meinte, daß Roosevelt den Leuten damit was weismachen wollte!" l. s.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0078

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Mannheim. Im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" Nr. 23 liest man: „Junge Dame, Blondine, 20 Jahre alt, aus sehr guter Familie, elegante, hübsche Erscheinung, geistig rege, repräsentatives Auftreten, mit vielseitigen Interessen, weit gereist, warmherzig und sehr häuslich veranlagt, sucht die Bekanntschaft nur intelligenter, wirklich gutaussehender Herren (dunkel bevorzugt) aus bester Familie u. tadellosem Ruf zwecks Freizeitgestaltung und späterer Heirat."

Die Dame sucht die Bekanntschaft mehrerer Herren — zur Auswahl. Das ist sehr praktisch gedacht. Oder nennt man das jetzt „Freizeitgestaltung"?

Weimar. W. G. Sie senden uns den Abdruck einer Rede ein, in dem es heißt: Die deutsche Luftwaffe werde immer am Schwerpunkt der kämpfenden Front eingesetzt. „Ist sie dort fertig, dann sehen wir uns bei Philipp wieder . . ."

Sie denken gewiß bei diesem argen Spiel des Druckfehlerteufels — der das i wegzauberte — an jenen „Vater Philipp", den Schutzheiligen des „Kahns", des „Arrests", kurz des „Militärgefängnisses". Und Sie haben nicht ganz unrecht: — Wenn es jeweils soweit ist, kommen unsre Feinde in einen „Arrest", werden sie eingekesselt, und die Luftwaffe gibt bei diesem „Philippi" ihren Segen dazu — jenen Segen, der „von oben" kommt!

Wuppertal. M. J. Der „Remscheider General-Anzeiger" veröffentlicht am 20. Dezember ein „Gedicht" „Der Rüdenstein", das eigentlich unverkürzt wiedergegeben werden müßte. Da es aber vier Strophen lang ist, wollen wir uns damit begnügen, wenigstens einige Perlen aus der Flut der Verse zu fischen. Es handelt sich um eine Ballade, die der Treue des Hundes gewidmet ist.

„Wo friedlich durchs Tal die Wupper still [rauscht,
am Dorfrand ein Stein sich erhebt,
voll Andacht man heut' der Sage nach [lauscht,
von der uns der Denkstein erzählt."

Ein Wunderfluß scheint die Wupper zu sein, da sie still zu rauschen vermag. Wahrscheinlich wird sie ein andermal tobend dahinschleichen. Daß der Dichter „erzählt" auf „erhebt" reimt, beweist sein poetisches Freiheitsgefühl.

Der Herr des Hundes, Graf Robert vom Berg, ist auf der Jagd verunglückt.

„Man wähnte, der Graf sei längst auf der Burg,
da bellte sein Rüde im Wald.
Der Graf war gestürzt, lag Stunden hindurch
Bewußtlos, zum Tode schon kalt."

Aber der Hund ruft durch sein Bellen „Ritter und Knecht" herbei und „verbissen er zerrt — so kämpft er für Hilfe und Recht".

„Schon sterbend im Schnee mit Wunden beso fand man den Grafen im Blut. [deckt
Dem Rüden, der ihm die Wunden geleckt,
verdankte er Leben und Gut."

„und Gut" ist gut. Wie leicht hätte der Sterbende bestohlen werden können!

Kein Wunder, daß dem braven Rüden ein Denkmal errichtet worden ist! Wir möchten vorschlagen, daneben nun auch ein Denkmal des Rüden-Sängers zu setzen.

HEIL DER KERZE

*Oh, die geweihte Kirchenkerze,
wie sie mit goldenem Licht
edel aus Dochtes glühender Schwärze
weiß in die Dämmerung sticht!*

*Kerze muß ganz Flamme werden:
Wachs ihren Faden umkreist,
daß er zu bald nicht verbrennt wie im Erden-Leib aus der Seele der Geist.*

*Schneuze den Docht, wenn er diesig schimmernd
loht wie aus grauem Gischt!
Schirme die Flamme, im Luftzug flimmernd,
daß sie nicht flackernd erlischt!*

*Laß sie geruhsam leuchten und labe
dich an dem reinen Licht,
das, dich beglückend als Weihnachtsgabe,
Bann gar des Winters bricht!*

*Siehe auch, wie in dem warmen Scheine
Blankes noch blinkender gleißt,
glänzen die Augen und funkeln die Weine,
Spiegel für Flamme und Geist!*

*Mensch auch muß ganz Geistglut werden,
Zündwerk in Gottes Hand,
Zauber im Hauche Pans auf Erden,
Brunst aus Weltallbrand.*

*Geist du, im Segen des Kerzengesichtes
fromm dich an Liebe erhol!
Heil dir, o Flamme des göttlichen Lichtes,
du meines Daseins Symbol!*

Heinrich Noeren

Berlin. v. B. Aus Enschede (Niederlande) erreicht Sie die Nachricht, daß ein Kornhändler dem zukünftigen Freier seiner Tochter erklärte, er werde ihm deren Körpergewicht in Silber als Mitgift auszahlen. Sie wog 63 Kilogramm. Bald fand sich ein Bräutigam, dem 18 500 Silbergulden auf den Tisch des Hauses gelegt wurden, und er scheint zufrieden gewesen zu sein.

*Doch wäre dieser Knabe schlau gewesen,
so würde man die Sache anders lesen!
Dann hätte er gesagt: Laßt sie bei Muttern
man ruhig noch zwei Jährchen — weiterfuttern!*

Berlin. v. B. Sie fanden in dem Roman einer Berliner Abendzeitung den Satz: „Während dieser Zeit sah sie keinen Mann an, bis dann Paul in der Hamburger Sportschwimmhalle auftauchte und von da ihrer Seele immer näher kam."

Wir teilen Ihre Hoffnung, daß Paul nach dem Auftauchen in der Schwimmhalle zum Näherkommen an ihre Seele sich wenigstens abgetrocknet und den Bademantel umgenommen hat!

KAHLER BAUM

*Kahler Baum am Hügel,
der mit nacktem Ast
nach der Winde Flügel,
nach den Wolken faßt:
wurzeltief verschlungen
in Geröll und Stein,
ist dir nicht gelungen,
Herr der Höh zu sein.*

*Starrgewordnes Ringen,
fröstelndes Gebet . . .
deiner Seele Klingen
ist ins All verweht . . .
bist ein unerlöster
Bruder unsrer Qual,
martervoller Tröster
zwischen Berg und Tal!*

Gerhard Maier (z. Zt. im Lazarett)

München. W. v. B. Sie übersenden uns einen Zeitungsausschnitt folgenden folgenschweren Inhalts: „Eierbewirtschaftung 1942/43. Nach einer AO. Nr. 10/42 der HV. der deutschen Eierbewirtschaftung vom 15. 12. sind die Geflügelhalter, die Hühner- oder Enteneier erzeugen, verpflichtet, im Legejahr (1. 10. bis 30. 9.) von jeder gehaltenen Henne oder Ente, die von den Eierwirtschaftsverbänden für ihre Gebiete jeweils bekanntgegebene Eiermenge abzuliefern."

Ihre Bedenken richten sich gegen die Formulierung, nach der die Geflügelhalter angehalten werden, Hühner- oder Enteneier zu „erzeugen". Sie verweisen auf einen Ihnen befreundeten Erbhofbauern, der zwar drei Kinder erzeugt habe dem es aber dennoch schwer ankommen möchte, jetzt im Alter auch noch Hühner- oder Enteneier zu erzeugen. Wir würdigen diese Ihre Bedenken, halten Ihre Befürchtungen aber für übertrieben. Strafen droben nämlich nicht dem Nicht-Erzeuger, sondern dem Nicht-Ablieferer. Und im übrigen soll man sich nicht um ungelegte Eier kümmern.

Krefeld. A. T. Z. In der „Rheinischen Landeszeitung" vom 27. November 1942 lesen wir: „Der Reichsverkehrsminister hatte im Zuge der weiteren Klarstellung der noch für den Verkehr im Kriege zugelassenen Kraftfahrzeuge auch für den Befehlslieferwagen Vorschriften erlassen. Alle im Verkehr befindlichen Behelfslieferwagen müssen jedoch auf der dem Lenkrad entgegengesetzten Seite durch die Buchstaben B.L.W. kenntlich gemacht werden."

Es ist gut, daß man durch diese Kennzeichnung der Behelfslieferwagen sie von den Befehlslieferwagen auf den ersten Blick unterscheiden kann.

Berlin. A. T. Z. In der jüngsten Jahreszusammenkunft der Deutschen Akademie für Luftfahrtforschung und der Lilienthal-Gesellschaft für Luftfahrtforschung hielt Prof. Dr. Schardin, Leiter der Luftkriegsakademie Gatow, einen Vortrag über „Naturwissenschaften und Waffentechnik", in dem er die große Bedeutung jener für diese hervorhob. Um so unverständlicher ist es, daß er, wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung" in ihrer Berliner Abendausgabe vom 9. Januar 1943 berichtet, die Behauptung aufgestellt haben soll: „Ein verkehrter Einsatz naturwissenschaftlicher Arbeitsmethoden läßt erhebliche Leistungssteigerungen der Waffentechnik erwarten".

Man sollte gerade nach den sonstigen Ausführungen des Redners annehmen, daß ein vermehrter Einsatz diese Leistungsteigerungen zur Folge hätte.

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Stellvertreter: Betty Fiedler, Berlin — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf: 16 55 01. Postscheckkonto: Berlin 207 81 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N.Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

Deshalb schickt den
Kladderadatsch
an die Front!

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0079
© Universitätsbibliothek Heidelberg

G. 5442 3

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

Lindloff

DER UMGEKEHRTE PROMETHEUS

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0080

© Universitätsbibliothek Heidelberg